

## Menschen stehen im Mittelpunkt

*Gute Lokalredaktionen bewegen die Menschen, verbinden sie und binden sie ein. Sie stellen sie in den Mittelpunkt ihrer Arbeit und ihrer Geschichten. Indem sie über Personen berichten, ihr Leben und Handeln, über Erlebnisse und Schicksale, beleuchten sie die Zustände und Entwicklungen in unserer Gesellschaft. Sie nehmen eine Wächterfunktion ein, machen Hintergründe sichtbar, klären auf und geben Lebenshilfe. Mit guten Ideen und Konzepten bringen sie die Leserinnen und Leser zusammen, vernetzen sie in der digitalen Welt ebenso wie in der Kommune. Das alles machen die Preisträger 2016 vorbildlich.*

## PREISTRÄGER 2016

- ▶ Politik lokal
- ▶ Wirtschaft lokal
- ▶ Kultur lokal
- ▶ Sport lokal
- ▶ Gesellschaft lokal
- ▶ Panorama lokal
- ▶ Service lokal



LOKALES

Für die 14-jährige  
endete in der  
heit so manch  
tour mit ihrer  
nen im Frust. Weil es  
das allen so gut gefie  
nicht in ihrer Grö  
Schwimmbad ist sie  
mitgegangen. Sie  
schämt, wollte abf  
kungen aus dem  
Denn das 1,63 Me  
chen brachte im  
gramm auf die V  
sucht sie, in der  
nik „Am Nicolat  
sch (Burgstätt  
Pfunde

# Die große Rolle der Flüchtlingskinder

LANDESZEITUNG  
FÜR DIE LÜNEBURGER HEIDE

**Wie groß die Rolle von Flüchtlingskindern bei der Integration ist, wird uns selten bewusst. Ein crossmediales Projekt nähert sich diesem Thema, erzählt Einzelschicksale und verknüpft dies mit Hintergrund. Es zeigt: Diese Kinder sind nicht nur für ihre Familien wichtig, sondern für unsere Gesellschaft.**

## Die Jury

1. PREIS

## Kinder als Manager der Integration

Flüchtlingskinder tragen oft eine große Verantwortung für ihre Familien. Sie sind meist die ersten, die Deutsch lernen und die als Übersetzer fungieren. Die Redaktion beleuchtet, was Kinder und Jugendliche für den Integrationsprozess leisten. Sie zeichnet persönliche Schicksale nach, ordnet sie in einen Kontext ein und wagt einen Ausblick auf die weitere Entwicklung. Printserie, Multimedia-Dossier und Online-Blog verbinden sich zu einem Gesamtpaket, das durch ausgezeichnete Recherche und sensible Herangehensweise überzeugt und die Leser mit neuen Erzählformen zu einer differenzierteren Auseinandersetzung mit der Thematik einlädt. Ein kleines Team macht vor, wie Lokaljournalismus der Spitzenklasse geht.

Katja Grundmann und Anna Sprockhoff berichten seit mehr als drei Jahren für die Landeszeitung über die Situation von Flüchtlingen. Sie haben immer wieder diese Erfahrung gemacht: Die Kinder dolmetschen bei Behörden-gängen und Arztbesuchen, sie haben schnell Kontakt zu ihrer neuen Umwelt und helfen ihren Familien, sich hier einzuleben. Ihre Leistung wird in der Debatte um Integration zumeist übersehen.

Nun stellen die Redakteurinnen diese Kinder in den Mittelpunkt ihres multimediaalen Projekts. Im Zentrum stehen die Porträts von fünf Kindern aus der Region, die nach der Flucht in Deutschland eine besondere Verantwortung in ihren Familien übernehmen mussten. Ihre persönlichen Schicksale sind beispielhaft für eine ganze Generation von Flüchtlingskindern, die sich in ihrer neuen Heimat vielen neuen Problemen stellen müssen. Experteninterviews, Grafik-Bausteine und Forschungserkenntnisse liefern Hintergrundinformationen zum Thema.

Umgesetzt werden die Geschichten in einer Themenwoche in der Print-Ausgabe der Landeszeitung. Daneben

entsteht ein umfassendes Multimedia-Dossier im Pageflow-Format. Parallel veröffentlichen die Redakteurinnen ihre persönlichen Erfahrungen während der Recherche in einem Online-Blog. Die drei Teile des Projekts ergänzen sich, können aber auch einzeln für sich stehen, um die unterschiedlichen Nutzergruppen von Print und Online anzusprechen.

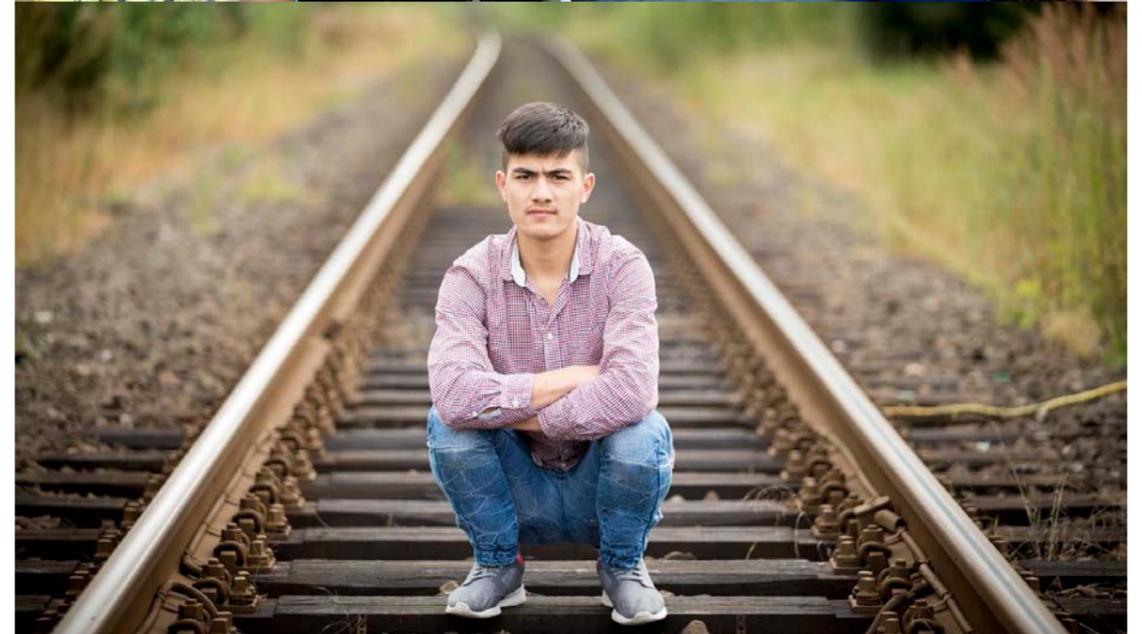
Das Zeitungsprojekt hat in der Region für erhebliche Resonanz gesorgt und wird inzwischen in Schulen und Bildungsprojekten als Unterrichtsmaterial eingesetzt.

## Stichworte

- ▶ Flüchtlinge
- ▶ Heimat
- ▶ Integration
- ▶ Kinder und Jugend
- ▶ Layout
- ▶ Menschen
- ▶ Multimedia
- ▶ Recherche/Investigation

## Kontakt:

Anna Sprockhoff, Redakteurin, Telefon: 04131/740 287, E-Mail: [anna.sprockhoff@landeszeitung.de](mailto:anna.sprockhoff@landeszeitung.de)  
Katja Grundmann, Multimedia-Koordinatorin, Telefon: 04131/740236, E-Mail: [katja.grundmann@landeszeitung.de](mailto:katja.grundmann@landeszeitung.de)



# Aufwachsen als Flüchtlingskind

Mehr als 800 Flüchtlingskinder leben in Stadt und Landkreis Lüneburg. Als Übersetzer und Mittler sind sie für Eltern oft unverzichtbar. Doch wie viel Verantwortung kann ein Kind tragen?

Eine Themenwoche von Katja Grundmann und Anna Sprockhoff, veröffentlicht vom 15. bis 22. Oktober 2016 in der Landeszeitung für die Lüneburger Heide und unter [www.landeszeitung.de/fluechtlingskinder](http://www.landeszeitung.de/fluechtlingskinder)



Marian lebt mit ihren Eltern und den drei jüngeren Geschwistern seit der Flucht aus Syrien in Bleckede. Dort geht sie zur Schule – und regelt so gut sie kann den Alltag der Familie.

Foto: t&amp;w

## Marian, 12, Familienmanagerin

VON ANNA SPROCKHOFF

**Bleckede.** Sommer 2014, in einem Wohnblock an der Elbe sitzt ein zehnjähriges syrisches Mädchen auf dem Sofa und spricht über Flucht. Sie erzählt von Bomben, von umgekommenen Freunden der Familie, von Feuer und der Oma, die noch immer in dem syrischen Wüstendorf lebt und betet, den Krieg zu überleben. Das Mädchen hat schon oft davon berichtet, hat deutschen Besuchern erklärt, dass das Handyvideo, das ihre Mutter ihnen zeigt, eine Hinrichtung in Syrien darstellt. Seit sie in Deutschland wohnt, ist es fester Teil ihres Alltags: Sie übersetzt für ihre Eltern aus dem Arabischen so gut sie kann ins Deutsche. Steigen ihrer Mutter dabei die Tränen in die Augen, bleibt sie tapfer. Und erklärt: „Mama hat Angst um ihre Familie, deswegen weint sie.“

**Marian regelt, was es in dieser Gesellschaft zu regeln gibt**

Als ich Marian an diesem Sonntag kennenlernen, trägt sie bunte Blumenspannen im Haar, silberne Ohrhänge und zwei lange geflochtene Zöpfe. Ich bin in dem kleinen Wohnblock, in dem die Stadt Bleckede ihre Flüchtlinge unterbringt, um mit ihren Eltern über Familienzusammenführungen zu sprechen. Als ich wieder fahre, hat Marian fast zwei Stunden auf dem Sofa gesessen und alles übersetzt, was ihre Mutter über Syrien, den Krieg, die Flucht und die Angst zu sagen hatte. Zum Abschied steht sie vor der Haustür und winkt. Ein zehn Jahre altes Mädchen, das mir wochenlang nicht mehr aus dem Kopf geht. Und das mich fragen lässt: Wie viel Kindheit bleibt diesem Mädchen? Und wie viel Verantwortung kann ein so junger Mensch tragen? Gemeinsam mit meiner Kollegin Katja Grundmann beginne ich nach Antworten zu suchen. Und treffe Marian im Frühjahr 2016 wieder.

Marian ist umgezogen, mit ihren Eltern, den beiden jüngeren Brüdern und der kleinen Schwester wohnt sie seit einem Jahr in einer Dreizimmer-Wohnung mitten in Bleckede. Sie ist inzwischen zwölf – und ihre Mutter

Mehr als 800 Flüchtlingskinder leben in Stadt und Landkreis Lüneburg. Als Übersetzer und Vermittler sind sie für Eltern oft unverzichtbar. Doch wie viel Verantwortung kann ein Kind tragen? Eine Themenwoche von Katja Grundmann und Anna Sprockhoff – Teil 1: Marian aus Syrien.

sagt, Marians Deutsch sei heute besser als ihr Arabisch. Sie besucht die sechste Klasse der Hauptschule, hat neue Freunde gefunden, plant mit ihrer Clique einen eigenen Film über Meerjungfrauen und freut sich schon seit Wochen auf ihre erste richtige Klassenfahrt. Sie trägt keine Blumenspannen mehr im Haar, dafür coole weiße Turnschuhe und ausgewaschene Jeans. Ein Mädchen wie viele in ihrem Alter. Nur dass Marian sich niemals spontan mit Freunden verabredet. „Erst muss ich gucken, ob ich zu Hause gebracht werde“, sagt sie.

Die Zwölfjährige hilft ihrer Mutter beim Aufräumen und Kochen, passt auf ihre Geschwister auf, geht für die Familie einkaufen – und regelt, was es in der deutschen Gesellschaft zu regeln gibt. Für Marian bedeutet das: Sie übersetzt alle offiziellen Schreiben, dolmetscht für ihre Eltern beim Arzt, begleitet sie zu Behörden und Lehrergesprächen, ist Sprachrohr für Mutter und Vater. „Ofi“, sagt sie, „ist das total langweilig. Aber wenn es sein muss, dann muss es sein.“

Wenn wir Marian besuchen, öffnet meistens sie die Tür, manchmal auch ihre kleine Schwester, selten ihre Mutter. Ihr Vater ist bei keinem der Termine dabei. Dass wir Marian überhaupt begleiten dürfen, haben wir

Ankunft, ihr vertrauen Eltern und Kinder – und weil Lerke uns vertraut, vertraut die Familie uns offenbar auch. Marians Mutter Macha Waka allerdings will selbst weder gefilmt noch interviewt werden, auch unser Angebot, einen professionellen Übersetzer mitzubringen, ändert nichts daran. Marian erklärt uns, dass sich so etwas für eine erwachsene Frau aus ihrem Land nicht gehört. Und ihre Mutter betont: „Marian ja, ich nein.“



**„Zu Marians Leben gehört beides: die Verantwortung für ihre Familie und das Leben eines Bleckeder Mädchens.“**

Lerke Scholing, Flüchtlingsbetreuerin

vor allem Lerke Scholing zu verdanken. Die 69 Jahre alte Diplom-Pädagogin aus Walmsburg kennt und betreut die Familie seit ihrer



Marian übersetzt ihrer Mutter Macha Waka ein Schreiben von der Schule. Für die Zwölfjährige Alltag. Foto: t&w



den anderen Kindern rumgealbert hat“. Welche Verantwortung sie hatte, war den Lehrern schnell klar, „weil Marian häufiger fehlte, um ihre Eltern zum Arzt oder zu Behörden zu begleiten“. Die Schule nahm es hin, „für Marian war es selbstverständlich“, sagt Annette Ristau. „Das war ihre Rolle. Und darüber hat sie sich niemals beklagt.“

In Syrien ist Marian nie zur Schule gegangen, in Deutschland kam sie als einziges Flüchtlingskind in die vierte Klasse der Baskammer Dorfschule, wiederholte die Klasse und wechselte nach zwei Jahren Grund- in die Hauptschule. „So hat Marian nicht das erreicht, was sie aufgrund ihres Intellekts leisten könnte“, sagt Annette Ristau. Trotzdem habe sie eine beeindruckende Entwicklung durchgemacht – „sicher auch, weil sie für die Familie so viel geregelt hat“. Die Pädagogin ist überzeugt, „das Übersetzen, die große Verantwortung, das hat Marian selbstständiger gemacht, das hat ihr gezeigt: Ich kann was, ich kriege das hin!“

Marians Eltern tun sich schwer mit dem Ankommen im neuen Land, mit dem Eintauchen ins Unbekannte. „Eben weil sie sich schwertun mit der Sprache“, sagt Lerke Scholing. Hinzu kam die Sorge um die zurückgebliebene Familie in Syrien. „Das hat ihnen eigentlich jede Möglichkeit zur Integration genommen.“ Inzwischen sind Tanten und Großmutter nachgekommen, seitdem kümmert sich Marians Mutter um ihre Mutter. „Das ist Teil ihrer Kultur“, sagt Lerke Scholing, „man kümmert sich um die Familie, respektiert sich, nimmt Rücksicht aufeinander – ohne es zu hinterfragen.“

In den Wochen und Monaten, in denen wir Marian begleiten, machen Lerke Scholing und ihr Mann mit den Kindern immer wieder Ausflüge. Sie gehen gemeinsam ins Kino und ins Schwimmbad. Als Marian traurig darüber ist, dass sie nach der Grundschule nicht aufs Gymnasium darf, geht Lerke Scholing mit ihr Tee trinken, baut sie wieder auf und begleitet sie zum ersten Besuch in die neue Schule.

### Steckbrief Marian Waka

Ich heiße Marian

- Alter: 12 Jahre
- In Deutschland seit: 2013
- Das ist mir an Deutschland aufgefallen: Es war ganz anders als mein Land, ich ging zur Schule und habe viele neue Leute kennengelernt. Komisch fand ich, dass man hier die Flaschen zurückgibt in den Läden.
- Das vermisse ich aus meinem Heimatland: Meine Großfamilie, meinen Großonkel und meine Großtante, die vermisse ich sehr.
- Das wünsche ich mir für die Zukunft: Ich möchte einmal Ärztin werden.

Auch bei unseren Terminen besteht Marian darauf, dass Lerke dabei ist. Sie ist ihr Halt in der neuen Heimat. Der Mensch, den Marian fragt, wenn sie mal nicht mehr weiterweiß.

Marian selbst findet ihr Leben nicht so viel anders als das ihrer deutschen Freundinnen. Nur dass sie eben aus einem anderen Land kommt und viel zu tun hat. Fragt man die Zwölfjährige nach ihrer Rolle in der Familie, listet sie auf: „Ich helfe meinen Eltern und ich bin die Chefin im Haus, wenn meine Eltern nicht da sind.“ Für sie Selbstverständlichkeiten wie die Aussicht, bald ein Kopftuch zu tragen, und die Vorfreude auf die Klassenfahrt. „Zu Marians Leben gehört heute beides“, sagt Lerke Scholing, „die Verantwortung für ihre Familie und das Leben eines typischen Bleckeder Mädchens.“ Wenn es ihr gelingt, will Marian Medizin studieren. „Ich wünsche mir, Ärztin zu werden, da kann ich Leuten helfen, so wie ich es bei Mama und Papa mache.“ Morgen in Teil 2 der Themenwoche: Sana, 14, aus Afghanistan.



Ihab Kashof ist 17 Jahre alt und lebt mit seinen beiden Brüdern im Flüchtlingscamp in Bütingen. Als Minderjähriger soll er seine Eltern und den kleinen Bruder nachholen. Seine größte Angst: Er schafft es nicht.

Foto: t&amp;w

## Ihab, 17, Hoffnungsträger

VON ANNA SPROCKHOFF

**Bütingen.** Es wird Sonntag sein, wenn Ihab Kashof offiziell 18 Jahre alt wird. Für die meisten Jungs in seinem Alter ist es ein Grund, die Zukunft zu feiern. Für den Jungen aus Syrien ist es der Tag, den er seit seiner Flucht am meisten fürchtet. „Hol uns nach“, hatte sein Vater zu ihm gesagt, als Ihab und seine beiden älteren Brüder im Spätsommer 2015 in der syrischen Hafenstadt Latakia aufbrachen, um vor Krieg und Miliärdienst zu fliehen. Auf ihm, dem einzigen Minderjährigen der drei geflohenen Geschwister, liegt seitdem die ganze Hoffnung. Er muss die Familie retten.

**Manchmal haben die Brüder überlegt, zurückzugehen**

Ein Sonntag Mitte September, Ihab, ein schmal, fast zarter 17-Jähriger, sitzt am Rande des 840-Einwohner-Ortchens Bütingen in einem Container auf dem Metallbett. Seit dem 26. Januar ist das Camp zwischen Acker und Dorfstraße sein Zuhause, teilt er sich mit seinen Brüdern zehn Quadratmeter. Seine Eltern leben mit dem sechs Jahre alten Bruder nach wie vor in Syrien – und viel Zeit, um sie nachzuholen, bleibt Ihab nicht. Ab 18 ist der Familiennachzug in Deutschland eine Gnade. Ob man sie ihm gewährt, er weiß es nicht. Bisher konnte er nicht mal den Antrag stellen, weil noch immer nicht über sein eigenes Asylverfahren entschieden ist.

Die deutsche Politik hat den Familiennachzug seit Ihab's Flucht deutlich erschwert, im Februar 2016 das Asylpaket II beschlossen. Danach dürfen Ehegatten und minderjährige Kinder, die nur den sogenannten subsidiären Schutz genießen, für zwei Jahre keine Familienangehörigen nachholen. Ihab weiß noch nicht, welchen Status er bekommt. Doch er fürchtet, dass die Behörden sein Asylverfahren mit der gleichen Entscheidung abschließen werden wie das seines Bruders: subsidiärer Schutz, kein Familiennachzug bis März 2018. Anders als die anderen Kinder, die wir begleiten, ist Ihab ohne

Mehr als 800 Flüchtlingskinder leben in Stadt und Landkreis Lüneburg. Als Übersetzer und Mittler sind sie für Eltern oft unverzichtbar. Doch wie viel Verantwortung kann ein Kind tragen? Eine Themenwoche von Anna Sprockhoff und Katja Grundmann – Teil 3: Ihab aus Syrien.

Eltern in Deutschland. Er muss sich nicht um die Familie hier kümmern, sondern um die Zurückgebliebenen in Syrien. Die Last wiegt vermutlich nicht weniger schwer. Ihab sagt es nicht. Doch der 17-Jährige ist klug – und uns wird schnell klar: Er weiß selbst, dass er den Wettauf gegen die Zeit kaum wird gewinnen können.

Wir fragen uns: Was macht das mit einem Jungen wie ihm? Welche Ängste quälen ihn, wenn er allein im Bett liegt? Wie gigantisch muss der Druck sein? Camp-Betreuer Joachim Völtz erzählt uns, dass ein anderer Junge in der Unterkunft – wie Ihab unbegleitet und minderjährig – nachts mit seiner Bettdecke oft in die Küche umzieht, weil er vor Sehnsucht nach Mutter und Vater so sehr weint, dass er seine Mitbewohner um den Schlaf bringt. Völtz hat an diesem Tag ein Batman-Superhelden-T-Shirt an und ihm stehen beim Erzählen die Tränen in den Augen.

Ihab und seine Brüder hatten bis zum Ausbruch des Krieges in Syrien ein gutes, ganz offenes und wohlhabendes Leben. „Wir hatten zwei Wohnungen“, erzählt der 17-Jährige, „eine in der Stadt und eine am Meer.“ Im Sommer sei er jeden Tag schwimmen gegangen, „das war sehr, sehr schön“. Seine Brüder Abdul, 21,

und Hadi, 19, hatten angefangen Recht und Wirtschaft zu studieren, Ihab ging in die elfte Klasse, „unsere Familie hat viele Freunde“. Etliche von ihnen waren

Offiziell ist Ihab 17 Jahre alt, auf uns wirkt er deutlich jünger. Er sagt, dass auch er die Flucht wollte, dass er einverstanden war, als sein Vater den Brüdern sagte: „Ihr müsst das Land verlassen.“ Uns erscheint er wie ein Junge, der nicht vorbereitet war auf die Aufgabe, vor der er plötzlich stand. Wie ein Kind, das noch nicht bereit war, plötzlich erwachsen zu sein.

Ihab und seine Brüder erreichten Deutschland am 26. September 2015 – und der damals 16-Jährige fand schnell Anschluss. Inzwischen geht er aufs Gymnasium, spielt mit seinen Brüdern Fußball bei der Eintracht Elbmarsch. Sein Trainer André Menk schwärmt von der Zuverlässigkeit der drei Jungs, von ihrem Ehrgeiz, ihrem Einsatz und Teamgeist. „Die Brüder geben auf dem Fußballplatz nicht auf“, sagt er, „und so wird es vermutlich auch im Privaten sein.“

Ihab ist ein junger Flüchtling wie ihn sich alle wünschen: immer höflich und freundlich, stets zuverlässig, ordentlich und hilfsbereit, engagiert, gut erzogen, klug, gebildet – und wenn alles gut läuft, eine echte Bereicherung für unser Land. Einzig: Der Junge, der mit seiner zurückhaltenden, feinen Art alle Herzen erobert, will eigentlich gar nicht



**„Die Brüder geben nicht auf. Nicht auf dem Fußballplatz und vermutlich auch nicht im Privaten.“**

André Menk, Ihab's Fußballtrainer

auch dort an dem Tag, als die Brüder Lebewohl sagten. Es war der Tag, an dem Ihab nicht nur sein Zuhause verlor, sondern auch die Unbeschwertheit seiner Kindheit.



Mit seinen großen Brüdern Hadi und Abdul steht Ihab am Zimmerfenster und versucht mit dem Handy eine Verbindung nach Hause zu bekommen. Foto: t&w

### Steckbrief Ihab Kashof

Ich heiße Ihab

- Alter: 17 Jahre
- In Deutschland seit: 2015
- Das ist mir an Deutschland aufgefallen: Die vielen Züge, die sehr großen Fußballstadien und die vielen schönen Autos.
- Das vermisse ich aus meinem Heimatland: meine Stadt, meine Freunde, Schwimmen im Meer, Leben mit meinen Eltern, meinen kleinen Bruder ... einfach alles.
- Das wünsche ich mir für die Zukunft: Ich möchte meine Familie wiedersehen. Das ist das Wichtigste.

Brüder nicht aus den Augen, schimpft auf Arabisch, wenn sie ihm nicht schnell genug sind oder den Ball nicht geschickt genug abspielen. Obwohl er nicht mitspielen kann, wirkt Ihab ausgelassen. Fußball, sagt er, sei seine große Leidenschaft. „Auf dem Spielfeld ist alles gut, da muss ich nicht an Zuhause denken.“ Da ist Ihab wieder das, was er war, bevor er Syrien verliebte: ein ganz normaler 17 Jahre alter Junge.

Doch Tatsache ist: Ihab ist kein ganz normaler Junge mehr. Auf ihm lastet der Druck, die Familie nachzuholen. Und die Angst zu scheitern. Er lässt sich nichts davon anmerken, wenn er mit Mutter und Vater telefoniert. Er verschweigt ihnen, dass er im Krankenhaus lag – und er traut sich nicht zu sagen, dass ihm die Zeit davonläuft. Was er tun wird, wenn der Morgen seines 18. Geburtstags anbricht und er den Nachzug der Familie noch immer nicht beantragen konnte? „Ich weiß es nicht“, sagt er, „was soll ich dann tun?“

Morgen in Teil 4 der Themenwoche: Suman aus Afghanistan. Den Blog zur Reihe gibt es unter [www.landeszeitung.de/blog-themenwoche](http://www.landeszeitung.de/blog-themenwoche)

# Plädoyer für eine weltoffene Gesellschaft

**Kölner Stadt-Anzeiger**  
www.ksta.de

**Nach den Exzessen der Kölner Silvesternacht 2015/16 verfallen Politiker in Stadt und Land in eine Schockstarre. So nimmt es die Redaktion wahr und reagiert, indem sie ihre Kräfte auf die Aufarbeitung konzentriert und umfassend berichtet. Vor allem aber, indem sie selbst vom Beobachter zum Akteur wird.**

## Die Jury

### 2. PREIS

## Vom Beobachter zum Akteur

Die Redaktionen des Kölner Stadt-Anzeigers und des Express hatten sehr früh die Tragweite der Vorfälle in der Silvesternacht 2015/16 erkannt. Inmitten einer hochemotional geführten Debatte initiiert der Stadt-Anzeiger den Aufruf, der als „Kölner Botschaft“ in fünf rheinischen Zeitungen veröffentlicht wird. Die Redaktion holt prominente Unterstützer ins Boot. Sie verschafft der Botschaft gegen Gewalt und Polarisierung Gehör – und damit den Stimmen der Vernunft, die im Konzert der Schreihälse unterzugehen drohten, und leitet so die Versachlichung der Debatte ein. Die Redaktion bewegt sich bewusst aus der Beobachterrolle heraus und übernimmt als Akteur Verantwortung für die Grundwerte der Demokratie.

Die gewalttätigen Attacken und die sexuellen Übergriffe in der Umgebung des Kölner Doms während der Silvesternacht lösten eine Vertrauenskrise aus. Politik und Staatsgewalt sahen sich massiven Vorwürfen ausgesetzt. Ebenso die Medien, denen vorgeworfen wurde Informationen zu unterdrücken oder zu beschönigen.

Die Redaktionen des Kölner Stadt-Anzeigers und des Express antworten auf die Angriffe mit einer professionellen Aufarbeitung der Ereignisse (siehe eigener Beitrag auf Seite 66).

Die Journalisten spüren aber auch, dass Aufklärung allein nicht genügt, um der aufgeladenen Stimmung entgegenzutreten. Den möglichen Vorwurf des Kampagnenjournalismus nehmen sie bewusst in Kauf und beschließen, die reine Beobachterrolle zu verlassen und selbst aktiv zu werden. Neun Wochen nach den Vorfällen veröffentlichten sie die „Kölner Botschaft“. Als Leitfiguren gewinnt die Redaktion dafür den Schriftsteller und Friedenspreisträger Navid Kermani sowie eine Reihe prominenter Unterstützer aus Kunst und Sport, Kirche und Politik, Wirtschaft und Gesellschaft.

Die „Kölner Botschaft“, die im Express, dem Kölner Stadt-Anzeiger, der Kölnischen Rundschau, dem General-Anzeiger Bonn und der Rheinischen Post Düsseldorf abgedruckt wird, ist ein Aufruf gegen Gewalt und für eine offene, gastfreundliche Gesellschaft. Der Appell wird in Deutsch, Englisch, Französisch, Arabisch und Persisch veröffentlicht. Die Redaktion gibt den Ton vor für eine zivilgesellschaftliche Debatte. Eine Botschaft gegen Polarisierung, für Toleranz und Vernunft.

## Stichworte

- ▶ Aktionen
- ▶ Anwalt
- ▶ Ausländer
- ▶ Demokratie
- ▶ Flüchtlinge
- ▶ Gesellschaft
- ▶ Integration
- ▶ Politik

## Kontakt:

Joachim Frank, Chefkorrespondent, Telefon: 0221/224 2532, E-Mail: joachim.frank@dumont.de

# Kölner Botschaft

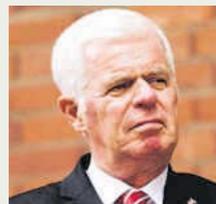
Prominente stehen zu ihrer Stadt mit all ihrer Offenheit, aber auch ihren Unvollkommenheiten. Nach Silvester sagen sie: „Wir müssen uns kümmern, damit es Köln weiterhin gut geht“ > Seite 6



Frank Schätzing



Rosemarie Trockel



Werner Spinner



Christiane Woopen, Rainer Maria Kardinal Woelki, Wolfgang Niedecken und Mariele Millowitsch



Navid Kermani



Bettina Boettinger



Fatih Cevikkollu

**Wir fordern**  
**1. Keinerlei Tolerieren von sexueller Gewalt**

**Wir fordern**  
**2. Kampf gegen bandenmäßige Kriminalität**

**Wir fordern**  
**3. Aufklärung des behördlichen Versagens**

**Wir fordern**  
**4. Schluss mit der fremdenfeindlichen Hetze – Deutschland bleibt ein gastfreundliches Land**

*Liebe Leserinnen, liebe Leser!*

Auch drei Wochen nach der Silvesternacht halten Bestürzung und Zorn über die Exzesse im Schatten des Kölner Doms ebenso an wie Diskussionen über die Folgen. In Ihren Familien, am Arbeitsplatz, im Freundes- und Bekanntenkreis werden Sie es ähnlich erleben wie wir. „Die Silvesternacht hat alles verändert.“ Das hören wir allenthalben.

Die Übergriffe auf Frauen haben auf eine nicht dagewesene Weise deutlich gemacht, vor welcher gewaltigen Herausforderung die Flüchtlingskrise unsere Gesellschaft stellt. Das hat buchstäblich den Blick der Welt auf Köln gelenkt. Richtig ist aber auch: In aller Veränderung wollen wir Kölner bewahren, was uns ausmacht und was uns verbindet. Offenheit, Hilfsbereitschaft,

Toleranz, freies Denken und Reden. Wir wollen uns Handeln und Denken nicht von den Feinden unserer Gesellschaft diktieren lassen. Wir wollen ein Zeichen setzen für ein friedliches Miteinander und unsere Art zu leben.

Deshalb sind wir als Herausgeber des „Kölner Stadt-Anzeiger“ stolz, dass der Kölner Autor und Friedenspreisträger Navid Kermani zusammen mit weiteren bekannten Bürgern unserer Stadt eine „Kölner Botschaft“ verfasst hat.

In einer bundesweit wohl einmaligen Aktion erscheint dieser Text heute nicht nur in den Kölner Zeitungen, sondern auch in der Düsseldorfer „Rheinischen Post“ und im Bonner „General-Anzeiger“.

Sagen Sie den Autoren und uns Ihre Meinung! Ihre Reaktionen nach der Silvesternacht haben es noch einmal verdeutlicht: Die freie Presse ist dann unerlässlich, wenn Sie Debatten frei, offen und transparent führt.

Dazu wollen die „Kölner Botschaft“ und ihre Erstunterzeichner einladen. Diskutieren Sie mit! Aber vor allem: Lassen Sie uns zusammenstehen als Bürgerinnen und Bürger dieser Stadt und unserer Region!

*Herzlich, Ihre  
Isabella Neven DuMont  
Christian DuMont Schütte  
Herausgeber des „Kölner Stadt-Anzeiger“*

Diskutieren Sie mit: Heute am Lesertelefon von 11 bis 13 Uhr unter 0221-224-2666. Oder schicken Sie eine Mail an: ksta-leserbriefe@dumont.de (Stichwort: Kölner Botschaft)



# Wir unterstützen die Kölner Botschaft

Anlässlich des „Birlikte“-Festivals bekennen sich 100 Frauen und Männer stellvertretend für viele Bürger zum Zusammenstehen, Zusammenleben und Zusammenreden in der Stadt

## Die vier Thesen

1. Keinerlei Toleranz für sexuelle Gewalt
2. Kampf gegen bandenmäßige Kriminalität
3. Aufklärung des behördlichen Versagens
4. Schluss mit fremdenfeindlicher Hetze – Deutschland bleibt ein gastfreundliches Land



# „Viel zahlreicher als die Schreihäule“

Als Mitautor der Kölner Botschaft tritt Friedenspreisträger Navid Kermani für einen breiten gesellschaftlichen Konsens ein: Die Bürger in der Mitte Gesellschaft sollten das Gemeinsame suchen. Die Botschaft sieht Kermani als Beitrag zur Versöhnung

Herr Kermani, 100 Männer und Frauen stehen in dieser Ausgabe des „Kölner Stadt-Anzeiger“ für die Kölner Botschaft. Erklären Sie doch noch einmal, wie es vor knapp einem halben Jahr überhaupt dazu kam! Die Ereignisse der Silvesternacht mit dem anschließenden Verhalten der Behörden hatten viele Menschen in Köln und darüber hinaus schockiert, verunsichert und zornig gemacht. Mich auch. Ich bekam den Eindruck, dass eine gewisse Sprachlosigkeit bei denen herrschte, die sich für eine offene Gesellschaft einsetzen, die aber auch nicht bereit waren, die Gewalt zu ignorieren, die offenkundig von jungen Zuwanderern ausgegangen war. Darauf sollte die Kölner Botschaft eine Reaktion sein.

Sie wollten aber nicht – wie sonst bei Ihren Texten – alleiniger Verfasser sein. Warum nicht? Es schien mir in der damaligen Situation dringlich, ein gemeinsames Zeichen zu setzen – mit einem Appell gegen Gewalt und gegen Polarisierung. Deshalb ist der Text so gehalten, dass er wirklich von der gesellschaftlichen Mitte getragen werden kann. Und dafür stehen die Unterstützer aus sehr unterschiedlichen Arbeits- und Erfahrungsfeldern. Ich habe ihnen einen ersten Entwurf vorgelegt, der von vornherein nicht nur meine eigene Position ausdrückt, sondern einen Konsens formulieren sollte, wie ich ihn in der Stadt gespürt habe. Dieser Text ging dann im Kreis der Erstunterstützer so oft und mit so vielen Änderungs-

schlägen hin und her, dass er wirklich zu einer gemeinsamen Botschaft wurde. Wenn wir alle uns unserer Gemeinsamkeiten versichern – nehmen Sie konkret die vier Forderungen der Botschaft –, dann erkennen wir, wie viele wir sind. Viel mehr als die Schreihäule, die religiösen Extremisten und Nationalisten, die mit Lautstärke und Penetranz allzu oft die Debatten dominieren.

Gehört zu dieser Gemeinsamkeit auch die Liebeserklärung der Botschaft an Köln? Sie wurde immer wieder als „kölschtlind“ kritisiert. Ich finde es wichtig, den Ort wertzuschätzen, an dem man sich jeden Tag aufhält. Viele Kölner tun das, und das ist ein Stück Lebensquali-

### Zur Person

**Navid Kermani**, geb. 1967, ist Orientalist und Schriftsteller. Der Sohn iranisch-stämmiger Eltern lebt in Köln. 2015 erhielt er vielfach ausgezeichnete Literatur den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels.

**Kermanis Buch** „Einbruch der Wirklichkeit“ zeichnet in Form einer Reportage den Weg von Flüchtlingen über die „Balkanroute“ nach. (jf)

tät. Den Vorwurf der Kölschtlerei nimmt die Botschaft ausdrücklich auf, indem sie in der Begeisterung für Köln auch die Tendenz zur Distanzlosigkeit, zum Übersetzen von Misständen beklagt. „Liebe deine Stadt!“, das bedeutet auch, „sei mitverantwortlich für das, was in der Stadt passiert!“

Sie setzen tatsächlich auf die verändernde Kraft der Rede?

Das sollte ein Mensch des Wortes doch wohl tun. Außerdem hat sich ja bereits etwas verändert. Seit der Silvesternacht ist die Straßensituation in Köln rapide zurückgegangen, weil der neue Polizeipräsident die Präsenz der Polizei deutlich verstärkt hat. Die Klage über vorangegangene Behörden-Versagen hat also Wirkung gezeigt. Probleme lassen sich lösen, wenn man sie benennt und konsequent reagiert. Bitter ist nur, dass es erst eines Schock-Ereignisses wie der Silvesternacht und der anschließenden Empörung bedurfte, bis wirklich etwas passiert ist.

Was hat sich nach der Veröffentlichung der Kölner Botschaft in der Stadt getan? Ich habe oft gehört, dass sich die Debatte versachlicht habe, und das ist auch mein Eindruck. So waren die Reaktionen auf die Botschaft, wie Sie schon erwähnten, durchaus kontrovers, aber doch konstruktiv und im Ton himmelweit entfernt von allen Beleidigungen, der Selbstgerechtigkeit und der Hysterie, auf die man vor allem im Netz allzu oft trifft. Ich finde, darauf lässt sich aufbauen.

Das Gespräch führte Joachim Frank



Fotos: max, nako, stef, kra, mba, ggg, ban, th, bc, rl, kps, SWR, dpa, opd, Getty Images, Sommerhut, privat

## DIE UNTERSTÜTZER (DOPPELSEITE VON LINKS NACH RECHTS, FETT GEDRUCKT: ERSTUNTERZEICHNER)

Sylvia Achenbach, Präsidentin von Soroptimist International (SI) Köln, stellvertretend für die drei Kölner SI Clubs; Aham Ahmed, palästinensisch-syrischer Pianist in den Trümmern; Rami Al-Asheq, syrisch-palästinensischer Journalist; Bekir Alboga, Islamwissenschaftler und Generalsekretär der DITIB; Andrea Asch Mdl, Vorsitzende des Sommerblut Kulturfestivals; Gerd Bachner, Kölner Dompropst; Tom Bartels, ARD-Sportkommentator; Hannelore Bartscherer, Vorsitzende des Kölner Katholikenausschusses; **Navid Kermani, Schriftsteller**; Boris Becker, Fotograf; Jürgen Becker, Kabarettist; Larissa Bender, Übersetzerin und Journalistin; Markus Berges, Musiker und Schriftsteller; **Christiane Woopen, ehem. Vorsitzende des Deutschen Ethikrats, Professorin für Ethik und Theorie der Medizin an der Universität zu Köln**; Christoph Bex, Rheinflanke-Geschäftsführer; Günter Blumberger, Professor für Neuere Deutsche Literatur an der Universität zu Köln und Präsident der Heinrich von Kleist-Gesellschaft; Helga Blümel, Geschäftsführerin Diakonisches Werk Köln und Region; Norbert Blüm, Bundesarbeitsminister a.D.; **Mariele Milowitsch, Schauspielerin**; Bettina Böttiger, Moderatorin; Heinrich Breloer, Autor und Regisseur; Konrad Brockmeier, Direktor der Klinik und Poliklinik für Kinderkardiologie am Universitätsklinikum Köln; **Rosemarie Trockel, Künstlerin**; Marcus Dekiert, Direktor des Wallraf-Richartz-Museums; Basak Demir Caffi, Regisseurin und Journalistin; Jürgen Doman, Journalist und Moderator; Ralf Domning, Stadtsuperintendent des Evangelischen Kirchenverbands Köln und Region; Doris Dörrie, Regisseurin und Schriftstellerin; Hatice Durmaz, Historikerin und Sozialmanagerin sowie Präsidentin des Rates muslimischer Studierender & Akademiker (RAMSA); Heide Ecker-Rosenbühl, ehemalige Leichtathletin; Rolf Emmerich, Leiter des Sommerblut Kulturfestivals; Axel Freimuth, Rektor Universität zu Köln; Annette Frier, Schauspielerin und Komikerin; Gentleman, Musiker; Werner Görg, Präsident der Industrie- und Handelskammer zu Köln; Stephan Grünewald, Geschäftsführer des rheingold Instituts; **Stefan Bachmann, Intendant des Schauspiel Köln**; Katharina C. Hamma, Geschäftsführerin der Koelnmesse; Volker Hauff, Bundesminister a.D. und Aufsichtsratsvorsitzender Flughafen Köln/Bonn; Guy Helming, Schriftsteller; Heribert Hirte MdB; Candida Höfer, Fotografin; Hermann Hollmann, Sprecher des Kölner Kulturrates; Daniel Hug, Direktor Art Cologne; Hasan Hussain, deutsch-irakischer Journalist; Bernd Imgrund, Schriftsteller; Kirsten Jahn, Fraktionsvorsitzende der Grünen im Kölner Stadtrat; **Werner Spinner, Präsident des 1. FC Köln**; Lamyia Kaddor, Islamwissenschaftlerin und Autorin; Bita Kermani, Ärztin und Psychotherapeutin, Hilfsverein Avicenna; Jochen Kienbaum, Unternehmensberater; Robert Kleine, Dom- und Stadtdechant; Peter Kloeppel, Chefmoderator „RTL Aktuell“; **Wolfgang Niedecken, Musiker**; Franz-Josef Knieps, Präsident der Handwerkskammer zu Köln a.D. und Wirtschaftspolitiker; Manfred Kock, Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland (EKiR) a.D.; Kasper König, ehemaliger Direktor des Museum Ludwig; Henning Krautmacher für „Die Höfner“; Claus Kreß, Professor für deutsches und internationales Strafrecht an der Universität zu Köln; Michael Kreuzberg, Landrat des Rhein-Erft-Kreises; Christine Kronenberg, Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Köln; Thomas Laue, Dramaturg Schauspiel Köln; Hajo Leib für „Köln stellt sich quer“; **Rainer Maria Kardinal Woelki, Erzbischof von Köln**; Manfred Lütz, Arzt und katholischer Theologe; **Fatih Cevikkollu, Schauspieler**; Gisela Mandleria MdB; Bernhard Mattes, Vorsitzender der Geschäftsführung der Ford-Werke; Aiman Mazyek, Vorsitzender des Zentrals der Muslime in Deutschland; Guido Molner, Wirtschaftsbotschafter der Stadt Köln; Hans Mörtter, Pfarrer; Michael Mronz, Sportmanager; Rabeya Müller, Islamwissenschaftlerin und Religionspädagogin; Rupert Neudeck (?), Mitgründer des Komitee Cap Anamur und Chef der Hilfsorganisation Grunheide; Maria Theresa Opladen, Bundesvorsitzende der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschland; Rainer Osnowski, Geschäftsführer der Lit.Cologne; Jochen Ott Mdl, Vorsitzender der Kölner SPD; Jean Pütz, Wissenschaftsjournalist und Moderator; Shary Reeves, Schauspielerin; Henriette Reker, Oberbürgermeisterin von Köln; Manfred Rekowski, Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland; Markus Ritterbach, Präsident des Festkomitees Kölner Karneval; Daniele Rizzo, Schauspieler; **Frank Schätzing, Schriftsteller**; Mariana Sadovska, Sängerin; Meral Sahin, Vorsitzende der IG Keupstraße; Ali Samadi-Ahadi, Regisseur; Isabel Schayani, Journalistin; Denis Schreck, Literaturkritiker und Journalist; Wolfgang Schmitz, Flüchtlingsinitiative „Willkommen in Brück“ und ehem. WDR-Hörfunkdirektor; Elfi Scho-Antwerpes MdB, Kölner Bürgermeisterin; Barbara Schock-Werner, Dombaumeisterin a.D.; Jörg Schönborn, WDR-Fernsehdirektor; Fritz Schramma, Kölner Oberbürgermeister a.D.; Angela Spizig, Bürgermeisterin in Köln a.D.; Rolf Steinhäuser, Weihbischof; Cordula Stratmann, Komikerin und Autorin; Maria Elisabeth Thoma, Vorsitzende gewaltlos.de und ehem. Vorsitzende des SKF; Manos Tsangaris, Komponist und Regisseur; Norbert Walter-Borjans, NRW-Finanzminister

# Die Wahrheit über das Grauen draußen im Wald

**Augsburger Allgemeine**

Alles was uns bewegt

**Eine geheime Rüstungsanlage der Nationalsozialisten und ein KZ mitten im Wald – davon munkelte man in einer schwäbischen Kleinstadt. Ein Redakteur geht den Gerüchten nach und deckt in akribischer Recherche die Wahrheit über das Grauen auf. Und er findet bewegende Zeugnisse voller Menschlichkeit.**

## Die Jury

PREIS IN DER KATEGORIE  
GESCHICHTE

## Erinnerung an Opfer und Helfer

Die Serie macht erstmals öffentlich bekannt, was viele bislang allenfalls vom Hörensagen wussten: in einer geheimen Rüstungsanlage ließen die Nazis Düsenjäger bauen. Dafür setzten sie auch Zwangsarbeiter und Häftlinge aus dem Konzentrationslager Burgau in Schwaben ein. 71 Jahre nach dem Ende des Nationalsozialismus erinnert der Redakteur an das Leiden der Opfer; er ehrt aber auch die stillen Helfer, die unter Lebensgefahr ein Stück Menschlichkeit in einem unmenschlichen System bewahrten. Die Recherchen fanden starkes Echo, der Serie folgten ein umfangreiches Magazin, Vorträge und eine Sonderausstellung. Ein großartiges Stück Erinnerungsarbeit, fern jeder oberlehrerhaften Attitüde.

Während des Dritten Reichs bestanden in der Nähe der schwäbischen Kleinstadt Burgau eine geheime Rüstungsanlage und ein KZ. Versteckt im Wald nahe der A 8 bauten KZ-Häftlinge für die Messerschmitt AG Düsenjäger. Die Menschen der Region kannten diese Geschichte nur vom Hörensagen. Redakteur Maximilian Czyns will darüber eine Sonderseite schreiben. Doch die Recherche, 71 Jahre nach Kriegsende, lässt ihn nicht mehr los.

Er trifft Zeitzeugen, spürt dem Schicksal der Häftlinge nach und fördert ein bewegendes Stück Zeitgeschichte zutage. Umfangreich und detailscharf beschreibt er, was sich tatsächlich im geheimen Waldwerk der Messerschmitt AG und im Konzentrationslager Burgau abgespielt hat. Er zeichnet den Leidensweg Dutzender Menschen nach, die unvorstellbaren Bedingungen auf den Transporten und in dem KZ. Er erzählt auch bewegende Geschichten, etwa die einer schwäbischen Bäuerin, die den Häftlingen heimlich Essen beschaffte.

Der Redakteur sammelt eine ungeahnte Fülle an Material. Am Ende wird daraus nicht nur eine Zeitungsserie mit acht Panoramaseiten, sondern darüber hinaus ein 154 Seiten starkes Magazin. Zugleich gestaltete Czyns eine Sonderausstellung, die vor allem das Ziel hat, „den im Dritten Reich zu Nummern reduzierten Menschen ein Gesicht zu geben“.

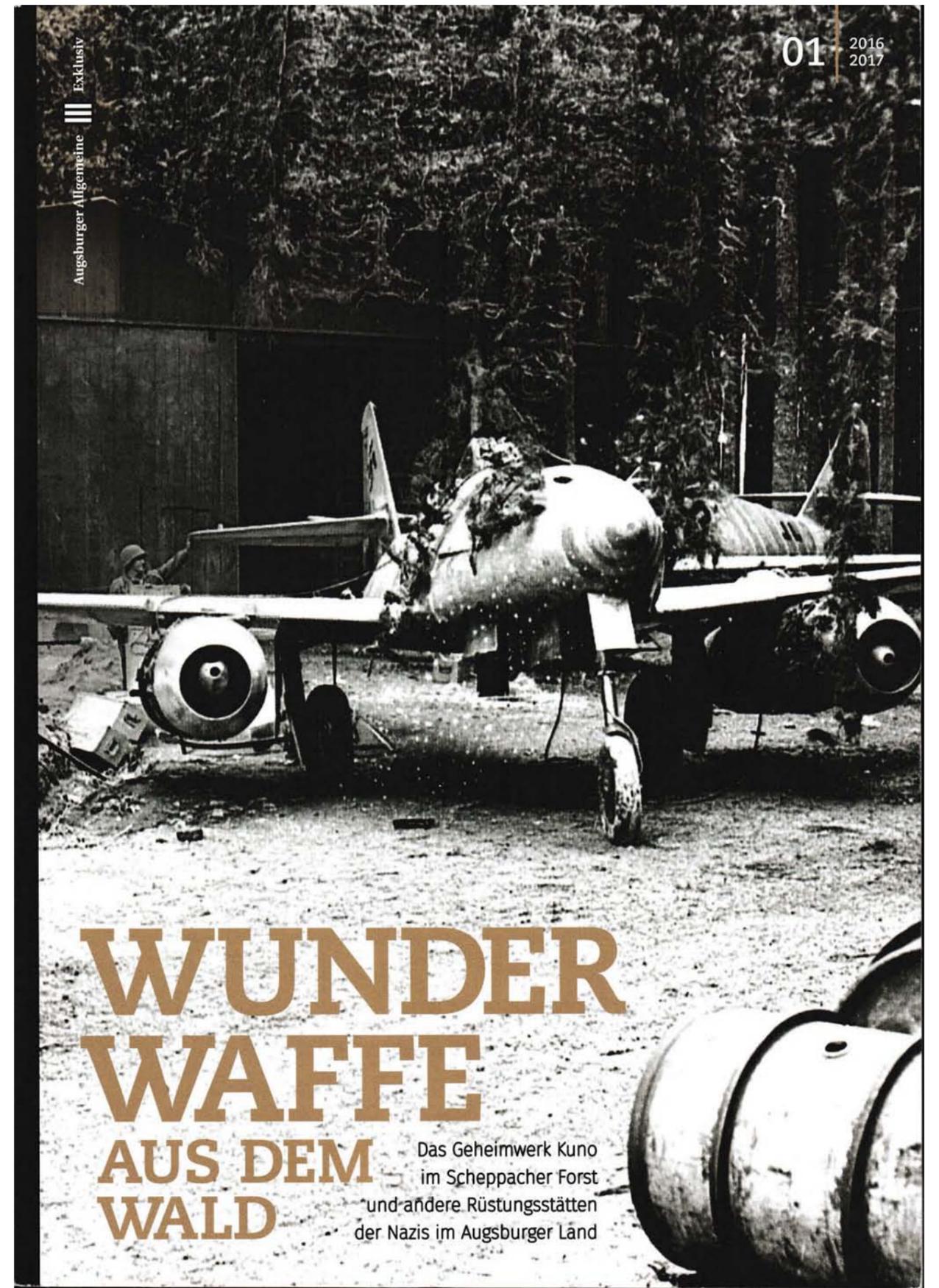
Nachdem die Ausstellung ein großes Echo hervorrief, wandert sie nun durch die Region. Und im Wald an der A8, wo noch die unerforschten Reste der Rüstungsanlage zu sehen sind, soll ein Entdecker- und Erinnerungsweg entstehen.

## Stichworte

- ▶ Geschichte
- ▶ Drittes Reich
- ▶ Hintergrund
- ▶ Layout
- ▶ Recherche/Investigation

## Kontakt:

Maximilian Czyns [Tschech], Lokalredakteur, Telefon: 08236/958813, E-Mail: maximilianczyns@web.de



Das Geheimwerk Kuno im Wald zw

Eine Spurensuche



Als ob die Zeit stehen geblieben wäre: Zwischen den erhaltenen Fundamenten des Waldwerks finden sich noch Reste aus dem Zweiten Weltkrieg. Im Bild eine Gummitüte, in der Essen der US-Streitkräfte eingeschweiß war. Foto: Maximilian Czysz



Der Düsenjet im Wald: Ein US-Soldat hat für die Aufnahme im Cockpit der Me 262 Platz genommen, Max Trometer sen. aus Zusmarshausen drückte auf den Auslöser seiner Kamera. Die Maschine scheint noch nicht fertig montiert – vermutlich war sie aber zum Zeitpunkt der Aufnahme schon ausgeschlachtet.

Das Waldwerk Kuno II



Hier könnte die Schwarz-Weiß-Fotografie aufgenommen worden sein. Hubert Droste vom Zusmarshausener Betrieb der Staatsforsten (links) und Hans-Peter Englbrecht untersuchen die Stelle.



Etwas 50 Meter lang war die kerzengerade Fertigungsstraße: Gearbeitet wurde über die Montagegrube. Somit konnte von oben wie auch von unten an den Düsenjets gearbeitet werden.

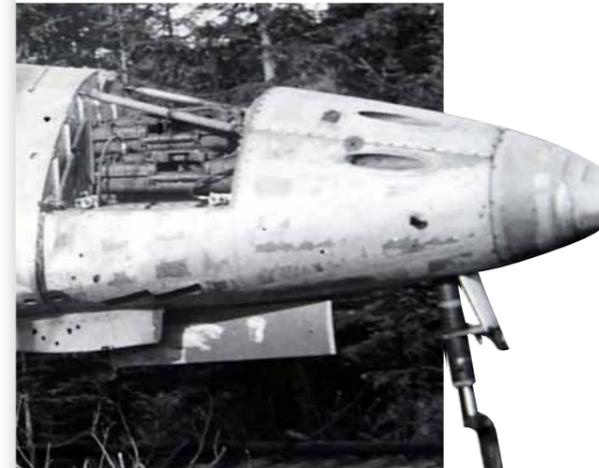
Die Leichen im Wald

Ein Bild, das viele Fragen aufwirft und den Startschuss für die Recherchen zur Serie gab: Aufgenommen hat es eine Zusmarshausener Fotograf. Es zeigt Leichen in einem Fichtenwald. Wurde es im Waldwerk Kuno aufgenommen? Hobbyhistoriker Hans-Peter Englbrecht aus Zusmarshausen geht davon aus. Es gibt mehrere Gründe, die dafür sprechen: Die Fotografie konnte also erst nach dem Einmarsch der Amerikaner entstehen. Während der Montage der Me 262 war der Wald nämlich Sperrgebiet. Dass es sich um Kuno II handelt, liegt nahe: Der Bewegungsradius einer Fotografen war nach dem Krieg beschränkt. Englbrecht glaubt, auf der Schwarz-Weiß-Aufnahme die Kantinenbaracke von Kuno II zu erkennen.

Geschützt vor feindlichen Aufklärern

- **Der Name** Die Firma Kuno fertigte für die Messerschmitt AG, die bis vor den Bombenangriffen vor allem in Augsburg und Regensburg produziert hatte. Danach wurde die Rüstungsindustrie dezentralisiert – sie fand dann überwiegend in Waldwerken, in Tunnels oder in Stollen statt. Alles war streng geheim. Die Kuno-Waldwerke bei Zusmarshausen sowie bei Leipheim hatte auch den Tarnnamen Kiesweg.
- **Der Standort** Geschützt vor den feindlichen Aufklärern bot der Forst zwischen Zusmarshausen, Scheppach und Burgau mehrere Vorteile: Das Gebiet ist ausgeleitet und wird nur von der Autobahn durchschnitten. Über sie wurden die Flugzeug-Bauteile angeliefert. Gleichzeitig diente die Betonpiste als Startbahn.
- **Kuno I** Zunächst wurde auf dem Flugplatz Leipheim montiert. Dann wurde die Produktion in den Wald verlagert. Ende April 1944 zerstörten US-Bomber den Fliegerhorst Leipheim – das war vermutlich der Startschuss für das zweite Kuno-Werk bei Zusmarshausen.
- **Die Produktion** Die einzelnen Großbauteile wie Rumpf, Bugsektion und Bewaffnung wurden zugeliefert. Die Tragflächen kamen etwa aus der „Bleischmiede“ Horgau, die umfassend wissenschaftlich untersucht ist. Das Kuno-Werk im Scheppach bestand aus Hallen, Baracken und einem Schießstand, der noch heute von der A 8 aus sichtbar ist. Stimmen die Produktionslisten, dann wurden bei Zusmarshausen rund 80 Düsenjets zusammengesetzt. (mcz)

rischen Zusmarshausen und Burgau



Der Düsenjet im Wald: Ein US-Soldat hat für die Aufnahme im Cockpit der Me 262 Platz genommen, Max Trometer sen. aus Zusmarshausen drückte auf den Auslöser seiner Kamera. Die Maschine scheint noch nicht fertig montiert – vermutlich war sie aber zum Zeitpunkt der Aufnahme schon ausgeschlachtet.

Eine Zeitreise



In den vergangenen 71 Jahren ist nicht nur viel Laub auf die Reste des Waldwerks gefallen. Die meisten Zeitzeugen sind in der Zwischenzeit gestorben – vor allem Zwangsarbeiter und Überlebende des Holocaust. Sie haben die Fahrt von den Konzentrationslagern Ravensbrück und Bergen-Belsen nach Burgau überlebt. Einige von ihnen mussten im geheimen Waldwerk arbeiten und wurden dann ins Lager Türkheim gebracht, in dem der Nazi-Terror noch immer kein Ende hatte. Viele haben ihre Erinnerungen für die Nachwelt festgehalten. Ihre Interviews auszuwerten war ebenso Aufgabe der Recherche wie die Suche nach erhaltenen Dokumenten. Sie sind Mangelware – entweder wurden sie noch vor dem Einmarsch der US-Streitkräfte vernichtet oder sind nach Kriegsende nur dürftig erhalten geblieben. Klar: Viele wollten mit dem unrühmlichen Kapitel Geschichte vor der eigenen Haustüre nichts mehr zu tun haben.

Hielt das Geschehen in Zusmarshausen fest: Max Trometer sen. als 25-Jähriger.

Die Wunderwaffe aus dem Wald

Zweiter Weltkrieg Vor über 70 Jahren wurden bei Zusmarshausen die ersten serienreifen Düsenjäger der Welt montiert. Was davon geblieben ist

VON MAXIMILIAN CZYSZ UND MARCUS MERK (BILDER)

Zusmarshausen Längst hat sich der Wald das zurückerobert, was vor über 70 Jahren für die Geheimwaffe der Nationalsozialisten aus dem Boden gestampft worden war: Ein geheimes Waldwerk, in dem der erste serienreife Düsenjäger der Welt, die Me 262 von Willy Messerschmitt, montiert wurde. Die „Schwalbe“ galt damals allen anderen Flugzeugen im Luftkampf als überlegen. Heute wachsen Moose und Farne auf den Resten des Geheimwerks im Fichtenwald zwischen Zusmarshausen und Burgau. Sie bedecken ein dunkles Kapitel Geschichte: Für die Produktion in der Geheimanlage mit den Tarnnamen Kuno II oder Kiesweg II wurden auch KZ-Häftlinge eingesetzt.

In Viehwaggons gepfercht kamen im März 1945 rund 1000 Jüdinnen nach Burgau. Dort war ein KZ eingerichtet worden. 18 Frauen starben bei der Anreise – Unterernährung und Erschöpfung stand in den Sterberegistern. Begraben wurden sie auf dem jüdischen Friedhof in Ichenhausen. Ungeklärt ist dagegen, wer auf der Schwarz-Weiß-Fotografie einer Zusmarshausener Fotografen abgebildet ist. Zu sehen sind etwa 20 Leichen, die im Wald vor einer Baracke liegen. Niemand weiß, wer diese Menschen sind und wie sie starben. Die Fotografen hat der Nachwelt ein Rätsel hinterlassen.

Über Umwege ist der Zusmarshausener Hans-Peter Englbrecht an diese Aufnahme gekommen. „Hier könnte es gewesen sein“, sagt der 67-Jährige, der früher Hauptschullehrer war. Er steht vor den Resten des ehemaligen Waldlagers, hebt eine Kopie der Fotografie hoch und peilt in Richtung eines betonierten Fundaments, auf dem einmal die Kantine des Geheimlagers

gestanden sein könnte. Zwischen Moos, Farn und jungem Bergahorn liegen die Reste aus Rost: Alte Kannen, Ölkannen, ein Topf und dazwischen ein brauner Plastikbeutel, der ohne Zweifel von den Amerikanern stammt. „Menu No. 11, ready to eat, ham slices“ – in Plastik eingeschweißtes Essen, Menü Nummer elf, Schinkenscheiben.

Die Soldaten der 7. US-Armee trauten ihren Augen nicht, als sie im Frühjahr 1945 im Waldwerk zwischen Zusmarshausen und Burgau standen. Dessen Existenz war ein wohlgehütetes Geheimnis, niemand hatte den Wald vor lauter Bäumen gesehen. Und die Einheimischen? Ob sie vom Stolz der deutschen Luftwaffe wussten? Vermutlich hatten sie geahnt, was im Wald vor sich ging. Einen Fuß ins Sperrgebiet durften sie allerdings nicht setzen. Aber niemandem kann der Höllenlärm entgangen sein, den die Düsenjäger machten. Sie wurden im Werk der Kuno AG endmontiert und dann getestet: Einen Tag im Leerlauf und dann einen Tag bei Vollschub. Anschließend ging es zum Schießstand: Dort wurde ein Ziel in 100 Metern Entfernung anvisiert. Der Kugelfang aus Beton ist heute noch deutlich zu erkennen. War die Bordkanone eingeschossen und justiert, erhielten die Düsenjäger auf der gegenüberliegenden Seite der damaligen Reichsautobahn in einer weiteren Halle ihre Farbe. In der Unterführung unweit der Stelle fürchtete vor 71 Jahren der Zusmarshausener Richard Käfmair um sein Leben.

Die amerikanischen Tieflieger hatten das Waldwerk angegriffen und mehrere zum Start vorbereitete Düsenjäger zerstört. Die abflugreifen Maschinen seien an der Autobahn bis Vallried gestanden, so Käfmair. Das war am 23. April 1945 gegen 13.30 Uhr. Für 14 Uhr sei der große Abflug vorgesehen ge-

wesen. Käfmair, durch Kriegsverletzungen gezeichnet, hatte tagtäglich als Elektriker im Waldwerk und im KZ Burgau gearbeitet. Seine Erinnerungen sind erhalten – dank Hans-Peter Englbrecht, der Käfmair mit seinen Schülern vor Jahren befragte. Das Protokoll ist ein wichtiges Dokument, um das Geschichtspuzzle von Kuno II zusammenzusetzen. Der Lehrer hatte damals ein einzigartiges Schulprojekt gestartet. Mit den Jugendlichen war er oft zu den Resten des Waldwerks geradelt – Geschichte vor Ort, Erlebnis statt Frontalunterricht.

Käfmair hatte nicht nur den Fliegerangriff miterlebt, sondern auch den Alltag im Waldwerk. Und er wusste um die Zustände im Lager Burgau, ein Außenlager des KZ Dachau: Der Hunger war groß. Wachleute sollen auch weggeschaut haben, wenn sich Häftlinge alte Kartoffelschalen aus dem Müll bläulichten und einsteckten. Andere SS-Schergen prügelten angeblich sofort darauf los. Auch mit einem Meter langen Kabelstücken soll zugeschlagen worden sein.

Zwangsarbeiter hatten die Geheimanlage aus dem Boden gestampft. Sie müssen mehrere hundert Tonnen Erdreich bewegt und ebenso viel Beton gegossen haben. Die Montage der Me 262 erledigten dann KZ-Häftlinge, Zwangsarbeiter, Fachkräfte und Soldaten. Einer von ihnen war Werner Krebs aus Krefeld. Auch seine Erinnerungen sind erhalten.

Er hatte bereits im Geheimwerk Hesselthal bei Schwäbisch Hall Flugzeuge montiert, bis seine Kompanie wegen der vorrückenden Amerikaner und Franzosen weiter in den Süden verlegt wurde. Krebs erinnert sich, dass im Werk Kuno II der Grünstreifen der Autobahn um den 20. April 1945 betonierte war, damit das kerzengerade Stück bis Jettingen als Startbahn genutzt werden



Die Spuren der Vergangenheit: eine Kanne mit Henkel im Kuno-Wald.

Die Serie

In den kommenden Wochen geht die Spurensuche weiter. Das sind die Themen:

- **Die Anfänge** Warum die Rüstungsproduktion in den Wald ausgelagert wurde und was sich die Nazis von der Me 262 erhofften.
- **Das Werk** Wie es funktionierte und aufgebaut war.
- **Das Lager** Wie das Lager in Burgau ausgesehen hat und wer es leitete.
- **Die Schicksale** Wer die Menschen sind, die in Burgau und Kuno II litten und wohnen sie gingen.
- **Die Züge** Die grauenvolle Reise von 1000 Frauen aus anderen Konzentrationslagern.
- **Das Ende** Der Burgauer Lagerleiter vor Gericht und Zeitzeugen aus der Region. (mcz)



Im Waldwerk wurden die Bordkanonen der Düsenjäger justiert: Hans-Peter Englbrecht hat ein Geschoss gefunden.

# Vom Dauerstau zur Mobilitätsvision

**Die Region Bonn/Rhein-Sieg erstickt im Dauerstau. Wie kann dem begegnet werden? Welche Alternativen gibt es heute schon? Und wie bewegen wir uns in Zukunft vorwärts? Lebensnah und mit viel Hintergrund stellt die Redaktion Mobilitätssysteme vor und weist den Lesern einen Weg vom Stau zur Vision.**

**Die Jury**

PREIS IN DER KATEGORIE VERKEHR

## Lösungen für eine mobile Region

Stau, Umwege, Verspätungen sind im Raum Bonn Alltag. Die Redaktion greift auf, was ihre Leser ärgert, doch sie geht weit über die Beschreibung des Status quo hinaus. Sie schildert und testet, welche Vor- und Nachteile Auto, Rad, Leihsystem, Bus und Bahn im Alltag bieten. Zudem gibt sie Themen wie Mobilstationen, Faltrad oder Mobilitätsmanagement breiten Raum. Und sie fragt, wie innovative Verkehrsmittel die Mobilität revolutionieren werden. Indem sie sich konsequent von der Suche nach Lösungen leiten lässt, leistet die Zeitung im Interesse ihrer Leser einen wichtigen Beitrag für die Zukunftsgestaltung in der Region, inhaltlich und visuell vorbildlich umgesetzt.

In der Serie „Mobil in der Region“ geht die Lokalredaktion auf zwölf Themen-seiten der Frage nach, wie der Stau-problematik in der Region Bonn/Rhein-Sieg begegnet werden kann und wie die Zukunft der Mobilität aussieht. Dabei beleuchtet die Serie die verschiedensten Mobilitätsformen: Auto und Fahrrad, Bus und Bahn, aber auch Leihsysteme. Die einzelnen Beiträge sind als lebensnahe Alltagsgeschichten angelegt, durchaus mit Vorbild-charakter, aber immer auch das Für und Wider abbildend.

Inhaltlich folgt die Serie einer Dra-maturgie, die von Bestandsaufnahmen in den ersten Folgen über neue, bereits praktizierte Modelle bis hin zu Zukunftsthemen und Visionen reicht. So geht es anfangs noch um die bekannten Probleme wie Stau im Alltag oder Zugverspätungen. Themen wie Carsharing, Mobilitätsmanage-ment, Mobilstationen oder das Faltrad als Option im Pendleralltag bekommen in der Serie hingegen erstmals breiten Raum. Am Ende steht – im Sinne eines

Ausblicks – ein Experteninterview zu selbstfahrenden Autos, die das Thema Mobilität in den kommenden Jahrzehnten revolutionieren werden, heute aber noch auf Vorbehalte stoßen.

In der Regel bestehen die Themen-seiten aus einem Haupt- und einem Hintergrundstück, illustriert durch Grafiken und abgerundet durch Online-Specials wie Videos. Formal wird ein breites Spektrum abgedeckt, vom Interview über die Reportage bis hin zu Praxistests und kompakten, serviceorientierten Stücken. Eine gelungene Kombination aus Informa-tion und Service.

**Stichworte**

- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Service
- ▶ Umwelt
- ▶ Verbraucher
- ▶ Verkehr
- ▶ Zukunft

**Kontakt:**

Dominik Pieper, Lokalchef Siegburg, Telefon: 02241/1201-201, E-Mail: d.pieper@ga-bonn.de

**MOBIL IN DER REGION** Die Infrastruktur in Bonn und dem Rhein-Sieg-Kreis ist am Limit. Große Lückenschlüsse sind auf lange Sicht nicht zu erwarten, stattdessen werden Autobahn-Baustellen die Lage verschärfen. Was hilft gegen den Stillstand? Der GA zeigt von heute an in einer Serie verschiedene Ansätze, Trends und Strategien

## Wege aus dem Dauerstau

VON DOMINIK PIEPER

**S**top and go, stop and go. Das Warten an der Kreuzung B 56/Arnold-Strassen-Straße in Sankt Augustin gerät im Berufsverkehr zur Gedächtnisprobe. Von allen Seiten strömt Verkehr auf den Knotenpunkt, alle paar Minuten kreuzt die Stadtbahn 66, Schranke raus, Schranke runter. Es vergehen fünf Minuten, fast zehn Minuten. Auf allen Fahrspuren reißt sich Auto an Auto. Hinter den Windschutzscheiben: grimmige Mienen, spanische Gesichter, angestrengte Blicke in Richtung Ampel.

In Sankt Augustin wird der Knotenpunkt spöttisch „Gedächtniskreuzung“ genannt, oder auch „Philosophenkreuzung“. Warum? Womöglich weil man sich hier ins Gedächtnis rufen kann, dass die Verkehrsprobleme der Region nicht geringer werden, im Gegenteil. Und weil man genug Zeit hat, darüber zu philosophieren, wie Wege aus dem Stau aussehen könnten.

Dass der Verkehr zunehmen wird, liegt auf der Hand: Die Region wächst und wächst. Die Stadt Bonn will nach Prognose des Statistischen Landesamtes IT NRW im Jahr 2040 349 000 Einwohner haben, der Rhein-Sieg-Kreis 615 000 – also 35 000 beziehungsweise 29 500 mehr als 2014. Zugleich steigt die Zahl der Haushalte ebenso wie die Zahl der Arbeitsplätze und auch die Masse des Güterverkehrs. Bereits heute ist die Infrastruktur am Limit. Das Autobahnnetz? Ist seit 1990 nur noch punktuell erweitert worden. Die Stadtbahn? Sind in Hauptverkehrszeiten an der Kapazitätsgrenze. Das S-Bahn-Angebot? Kam ohne Ausbau des Kölner Bahnhofs kaum ausgedehnt werden. Ein Rad-schnellwegnetz? Fehlplatz.

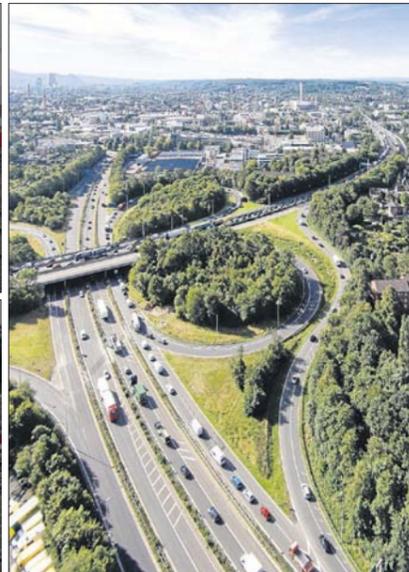
In der Summe ist das System sehr verletzbar, kleinste Unfälle legen die halbe Region lahm. Und die Situation verschärft sich in den kommenden Jahren durch Bauarbeiten auf der A 565. Die Nordbrücke muss saniert, der Tausendfüßler bei End-nach soll Anfang der 20er Jahre abgerissen und neu gebaut werden. Wie die Hauptverkehrsader dann umfahren werden soll, steht in den Sternen.

Der Entwurf des Bundesverkehrswegeplans beschränkt die Region bis 2030 einige Ausbauprojekte, so zum Beispiel die Erweiterung der A 59 zwischen Bonn-Ost und Köln-Porz. Hauptächlich werden Engstellen beseitigt. Das entspricht der Philosophie des Bundes, der für seine Neubausaumnahmen strenge Kriterien anlegt – anlegen muss: Denn von den 264 Milliarden Euro, die er bis 2030 in Straßen, Schienen und Wasserstraßen investiert, werden rund zwei Drittel für den Erhalt der Infrastruktur benötigt.

Was Neubauwünsche angeht, kann die Region keine abgestimmte Strategie vorweisen. Sowohl die Rheinbrücke zwischen Wesseling und Niederkassel als auch die Süd-tangente (Venusbergtunnel und Entenrathstraße) landeten nur im Mittel-feld des Bundesverkehrswege-plans. Bis 2030 ist mit einer Realisierung nicht zu rechnen. Wenn überhaupt. Die mit 167 Millionen Euro kalkulierte Rheinbrücke hat zwar eine überaus gute Nutzen-Kosten-Bewertung und erweist sich allgemeiner politischer Zus-timmung. Doch gibt es noch keine Pla-



**Alltagsverkehr in der Region (von oben links im Uhrzeigersinn):** Voreifelbahn S 23, Autobahnkreuz Bonn-Nord, Bus in Hennef, Stadtbahn 66, Radstellplätze am Hauptbahnhof Bonn.



**FOTOS:** MEURER, LANNERT, ESNER, ARNDT, DYCK



Bonn keine politische Mehrheit, und die Gegenseite wickelt keinen Zentimeter zurück. Der Wein-„Lebenswerte Siebengebirgsregion“ hat 13 000 Unterschriften gegen die Süd-tangente gesammelt. Radermacher, der jährlich 40 000 Kilometer unterwegs ist, erzählt von seinen Stauerfahrungen. „Als im Sommer 2014 die Nordbrücke sechs Wochen lang gesperrt war, haben meine Mitarbeiter insgesamt 210 Stunden im Stau gestanden.“ Berechnungen der Handwerkskammer zu Köln ergaben, dass die Betriebe bei Verkehrsproblemen mit zunehmenden Mehrkosten rechnen müssen. Im Raum Köln/Bonn ver-lieren demnach die Betriebe ver-lieben jährlich 240 Millionen Euro, weil ihre Fahrzeuge im Stau stehen. Auch die Industrie- und Handelskammer (IHK) Bonn/Rhein-Sieg warnt vor einem Schaden für den Wirtschaftsstandort. Wenn nur die Hälfte der in der Region geübten Löhne arbeitstäglich eine halbe Stunde im Stau stehe, würden die ansässigen Logis-tikunternehmen jährlich 100 Milli-onen Euro verlieren, heißt es in m-aktuellem IHK-Papier zur Verkehrs-infrastruktur. Ich bin durchaus da-für, mehr Menschen das Fahrrad, Bus oder Bahn nahebringen“, sagt

an Hardtberg auf der A 565 steckt der Verkehr – Auswirkungen eines Unfalls auf der Südbrücke. Was tun? Runter von der Autobahn. Doch auch der Konrad-Adenauer-Damm ist dicht. Also quält sich der Me-ckenheimer über Endenich und die Nordtalfurth zum Voreifelkreis. Eine Stunde dauert seine Fahrt nun. Vom Verteiler benötigt er weitere 45 Mi-nuten bis zum Ziel, weil er im Kö-lner Süden erneut im Stau steht. Radermacher kommt zu spät. Und ärgert sich über mangelnde Pes-pektiven für den Autoverkehr. „Für die Region ist der Bundes-verkehrswegeplan nicht die große Wurst“, sagt er. Es fehle der große Li-ckenschluss zwischen A 565 und A 3, eben die Süd-tangente. „Man kann darüber aber nicht mehr sach-lich diskutieren.“ Die Debatte ist emotional, vor und hinter den Kul-lissen. Die Süd-tangente ziehe mehr Durchgangsverkehr an und zerstöre Natur, sagen die Gegner. Falsch, sa-gen die Befürworter: Die Süd-tan-gente entlaste Bonn entscheidend, außerdem würde sie fast durchge-hend unsichtbar als Tunnel oder in Tröglage geführt. Zuletzt warben CDU und FDP im Kreis sowie die re-gionale Wirtschaft wieder für das Großprojekt. Doch das findet in

mit Hilfe ihres Smartphones, wel-ches Verkehrsmittel gerade ideal ist – ob Bus oder Bahn, das Carsharing oder das Rad, für das manche Städ-te ein flexibles Verleihsystem anbie-ten. Doch nicht nur bei den jungen Städtern findet ein Umdenken statt. Die Gruppe der Menschen, die flie-sibel über ihr Verkehrsmittel ent-schieden, ist größer geworden“, sagt Michael Sacklma, Leiter des Amtes für Kreisentwicklung und Mobilität beim Rhein-Sieg-Kreis. „Es ist ein Wandel im Gange. Den müssen wir unterstützen.“

Ansätze gibt es einige: Einige Kreis-Kommunen und der Kreis selbst haben Mobilitätsmanager be-stellt. Die Stadt Bonn weitet ihre Fahrradstraßen aus, es gibt Pläne für einen öffentlichen Fahrradverleih; mit älteren Boreisem planen Bonn einen Radschnellweg. Nach und nach sollen Bahnhöfe und Halte-plätze zu Mobilitätszentren werden, die neben der Bus-Bahn-Verlei-pung auch genug abschließbare Radboxen und Carsharing vorhal-ten. Auch die Schieneninfrastruktur zielt nach, wenn auch langsam. Der Bahnhofsplan UIN Campus kommt, und ab 2028 soll die S 13 bis Hürth fahren. Zudem lanciert der Kreis Überlegungen für eine Stadtbahn von Beuel über Nieder-kassel nach Köln.

**N**uerdings wird sie in Bonn ernsthaft disku-tiert: die Seilbahn-Verbindung zwischen Ven-usberg und Siebengebirge. Bundesver-tei-ler und Ennert Schnapsidee oder Husarenstück? Ein Besuch bei Pro-fessor Heiner Monheim in Poppel-dorf. Der renommierte Verke-hrswissenschaftler sitzt in seinem Bü-ro, umgeben von zig Fachbüchern und Studien aus mehreren Jahr-zehnten. Monheim setzt auf Gegen-entwürfe zur Autoabhängigkeit, die ihm völlig sinnlos erscheint. „Täglich fahren in Deutschland Autos mit insgesamt 160 Millionen freien Plät-zen durch die Gegend.“ So hat er für Bonn die Seilbahn ins Gespräch ge-bracht. Bei Vorträgen wie neulich im Beueler Rathaus findet er ein aus-geschlossenes Publikum. Die Tasse sieht noch nicht fest, dazu läuft noch eine Machbarkeitsstudie. Nach Monheims Vorstellung soll die Sei-lbahn in den Öffentlichen Verkeh-er eingebettet sein und an den End-punkten nur limitierte Parkmög-lichkeiten für Autos bieten.

Der Großteil der Verkehrspro-bleme in Bonn ist doch hausge-macht. Viele Arbeitgeber halten es übergeben an Parkplätzen vor-täglicher Verkeh-er in Bonn und dem Rhein-Sieg-Kreis“ aus dem Jahr 2008 dreht auf dauerhafte Domi-nanz der Autofahrer hin. Demnach haben in Bonn drei von vier Haus-halten mindestens ein Auto. Im Kreis sind es sogar nun von zehn. Wä-hrend rund 25 Prozent der Bonner täglich das Rad benutzen, sind es im Kreis nur 17 Prozent. Die Unters-uchung wird dieses Jahr neu ausge-legt. Und es könnte gut sein, dass sich Verschiebungen abzeichnen. So zeigen neuere Studien der Berliner Mobilitätsforscher Wert Caszder und Andreas Knie, dass in den Städ-ten (weniger auf dem Land) das ei-gene Auto als Fortbewegungsmittel an Bedeutung verliert. Besonders bei der jungen Generation. Die 20- bis 30-jährigen Städter sind heute prag-matisch und vernetzt. Sie nutzen eher das Fahrrad und entscheiden

**MOBIL IN DER REGION** Immer mehr Pendler nutzen moderne Falträder in Kombination mit öffentlichen Verkehrsmitteln. Mobilitäts-Apps zeigen ihnen dabei die schnellsten und günstigsten Verbindungen. Der GA macht den Praxistest

# Flink und flexibel im Alltagsverkehr

VON FABIAN VÖGTLE

Fünf Handgriffe, und das Faltrad ist fahrbereit. In der Geschäfstelle des Verkehrsverbundes Rhein-Sieg (VRS) falte und klappe ich unter den fachmännischen Augen von Theo Jansen, Leiter der Abteilung Mobilitätsmanagement, und Pressesprecher Holger Klein das Leihrad zur Übung ein paar Mal auf und zu. Dann gibt es die erste kurze Testfahrt auf dem langen Gang, und schon geht's los in den Aufzug nach unten auf die Straße. Von der Glockengasse in der Kölner Innenstadt soll es zur optimalen Testfahrt ins Verlagsgebäude des GA in Bonn-Dransdorf gehen. Eine App, die alle Verkehrsmittel berücksichtigt, weist mir den Weg. Mein Ziel: mit dem Faltrad so schnell und bequem wie möglich in der Redaktion ankommen und dabei den öffentlichen Nahverkehr nutzen. Die Apps bieten mir verschiedene Möglichkeiten.

Da Fußweg und Carsharing nicht in Frage kommen und mir die Fahrt mit den Straßenbahnlinien 16 und 18 vom Appellhofplatz oder Neumarkt nach Bonn zu lange dauern, entscheide ich mich für die Alternative über den Kölner Hauptbahnhof. Der Weg dorthin dauert knapp zehn Minuten. Das Faltrad ist für Fußgängerzonen und enge Gassen wie gemacht. Flink düse ich im Slalom an den Passanten vorbei über die Domplatte bis zu den Treppen. Zusammenfallen lohnt sich hier noch nicht, das Rad trägt und schiebt sich aufklappt viel leichter die Stufen hinunter, durch die Bahnhofshalle und über die Rolltreppe auf Gleis 9. Dort soll gleich die Mittelrheinbahn nach Bonn losfahren. Ich positioniere mich mit dem Faltrad wie zwei andere Gleichgesinnte genau dort, wo die elektronische Anzeige ein Fahrradabteil anzeigt. Einer der anscheinend erfahrenen Radpendler hat einen Tipp für mich als



Warten auf die Linie 18: GA-Volontär Fabian Vögtle beim Praxistest mit Faltrad.

FOTOS: ANDREAS DYCK

Neuling. Während ich bereits mein Rad zusammenfallen will, sagt er: „Warte lieber, bis der Zug hier wirklich einrollt.“ Wo er recht hat, hat er recht. Oft gibt es ja kurzfristige Gleiswechsel und wer sein Rad dann wieder aufklappen muss, verliert wichtige Sekunden. Diesmal stimmt das Gleis zwar, aber das nächste Fahrradabteil ist etwas weiter vorne als angenommen. Nun ist es tatsächlich bequemer, die knapp hundert Meter zu schieben anstatt zu tragen. Im Zug reicht es immer noch, das Rad rasch zusammenzuklappen und in die Ecke zu stellen.

Im Gegensatz zu einem normalen Fahrrad, das nicht nur viel Platz wegnimmt und dessen Mitnahme in der Regel auch etwas kostet, muss ein Faltrad nicht mit Gurten festgebunden werden. Zusammengeklappt steht es bestens auf dem Boden oder passt sogar in eine Gepäckkabinette. Die Mitnahme in Bus und Bahn ist im eingeklappten Zustand kostenfrei, das Rad wird dann zum Gepäckstück; es wiegt etwa 14 Kilo.

Eine halbe Stunde später habe ich am Bonner Hauptbahnhof die Wahl. Schwing ich mich direkt aufs Fahrrad und diese in 15 Minuten nach Dransdorf in die Redaktion? Oder wechsele ich das



Trotz der 20-Zoll-Räder ist man auf einem Faltrad flott unterwegs.

gebirge zur Alanus Hochschule mit Rad, Bahn und Bus hochgehen ebenso einwandfrei. Fazit: Das Faltrad zahlt sich für Pendler aus, die in der Stadt oder auf dem Land nicht direkt an einer Straßenbahn oder Bushaltestelle wohnen und flexibler sein wollen. Selbst für eine kleine Radtour ist das wendige, aber sehr stabile Faltrad geeignet. Die Zeiten, in denen Klappräder schnell kaputtgingen und in ihre Einzelteile zerfielen, sind vorbei. Böse Blicke oder Kommentare halten sich in Grenzen.

Das Faltrad wird von der antiquarischen Lachmann langsam zum Statussymbol moderner Mobilität. Weiterer Vorteil: um dem auch in Bonn und der Region weit verbreiteten Raddiebstahl vorzubeugen, lässt sich das Rad zusammengeklappt auch mit ins Büro oder Restaurant nehmen und dort sicher abstellen.

## Die GA-Serie

Wie bewegen wir uns heute fort, wie kommen wir schneller ans Ziel, und wie sieht die Mobilität in Zukunft aus? Darum dreht sich die GA-Serie „Mobil in der Region“ – zwischen Dauerstau, Innovationen und Visionen.

**Heute: Smart unterwegs**  
 27. April: Streifzug durch die Region  
 29. April: Im Dauerstau  
 4. Mai: Pendeln mit dem Zug  
 11. Mai: Das Fahrrad  
 13. Mai: Bus und Bahn  
**Heute: Smart unterwegs**  
 20. Mai: Nutzen statt besitzen  
 25. Mai: Mobilstationen  
 1. Juni: E-Mobilität  
 3. Juni: Mobilitätsmanagement  
 8. Juni: Verkehrslenkung  
 10. Juni: Mobilität der Zukunft

Weitere Informationen zur GA-Serie „Mobil in der Region“ gibt es unter [www.ga-bonn.de/mobilitaet](http://www.ga-bonn.de/mobilitaet)

## Das Smartphone zeigt, wo's langgeht

Neue Mobilitäts-Apps stellen Reisenden die Route zusammen. Was taugen sie? Ein Vergleich

VON FABIAN VÖGTLE

Ob Bus oder Bahn, Taxi oder Mitfahrgelegenheit, Carsharing oder Leihrad. Es gibt immer mehr Alternativen, um von A nach B zu kommen, übersichtlicher wird es dadurch gleichwohl nicht. Einige Apps bieten den Reisenden kostenlos eine Orientierung und machen Vorschläge für die schnellste, günstigste oder umweltfreundlichste Variante.

Qixdit wirbt mit dem Slogan „Einfach. Unterwegs“ und sieht sich als „persönlicher Mobilitätsberater“. Die App, die zur Deutschen Bahn gehört, verspricht damit nicht zu viel. Zusammen ist sie übersichtlich aufgebaut und ziemlich einfach zu bedienen. Zum anderen bietet sie dem Nutzer verschiedene Varianten mit allen möglichen Verkehrsmitteln, auch in Kombination. Als Startpunkt ist automatisch der aktuelle Standort angegeben, der sich aber ändern lässt. Wer nun ein Ziel eingibt, erhält ohne lange Wartezeit die Verbindungen der kommenden Stunde. Auf einen Blick sind alle für die gewünschte Strecke verfügbaren Verkehrsmittel (Fußweg, Fahrrad, Leihrad, S-Bahn, Bus, Pkw, Carsharing, Mitfahrgelegenheit, Taxi), die An-

kunftszeit, die Fahrtdauer, die möglichen Kosten und sogar der errechnete Pro-Kopf-Ausstoß an CO2 abzulesen. Wer nun eine Variante auswählt, bekommt die genaue Verbindung mit Umsteigezeiten angezeigt und kann je nach Verkehrsmittel Mitfahrer suchen, eine Fahrt buchen oder sich von der App wie von einem Navigationsprogramm und machen Vorschläge für die schnellste, günstigste oder umweltfreundlichste Variante.

Qixdit wirbt mit dem Slogan „Einfach. Unterwegs“ und sieht sich als „persönlicher Mobilitätsberater“. Die App, die zur Deutschen Bahn gehört, verspricht damit nicht zu viel. Zusammen ist sie übersichtlich aufgebaut und ziemlich einfach zu bedienen. Zum anderen bietet sie dem Nutzer verschiedene Varianten mit allen möglichen Verkehrsmitteln, auch in Kombination. Als Startpunkt ist automatisch der aktuelle Standort angegeben, der sich aber ändern lässt. Wer nun ein Ziel eingibt, erhält ohne lange Wartezeit die Verbindungen der kommenden Stunde. Auf einen Blick sind alle für die gewünschte Strecke verfügbaren Verkehrsmittel (Fußweg, Fahrrad, Leihrad, S-Bahn, Bus, Pkw, Carsharing, Mitfahrgelegenheit, Taxi), die An-

Nutzer an. Qixdit ist mit Abstand die beste App, da sie die meisten Mobilitätsformen abruf und diese miteinander verknüpft.

Die etwas unübersichtliche **Mobility Map** zeigt auch viele Mobilitätsalternativen auf und ist vor allem auf Carsharing und Leihräder spezialisiert. Hier werden, wenn in der Stadt vorhanden, auch die Angebote von Nextbike und Call a bike genutzt. Allerdings gibt es die App nur in der Android-Version.

**Mooovel** markiert auf einer Karte den derzeitigen Standort und fragt „Wo möchtest du hin?“. Wer seil-

## Falträder immer beliebter

ADFC und VRS wollen Verkauf ankurbeln

Der Verkehrsverbund Rhein-Sieg (VRS) hat mit dem Allgemeinen Deutschen Fahrrad-Club (ADFC) eine Kooperation gestartet. Zusammen mit dem Großhändler Hartje und weiteren Fachhändlern bieten sie Pendlern seit Juni 2015 vergünstigt Falträder der taiwanesischen Marke Tern an. Bis April sind 235 Falträder mit Acht-Gang-Kettenschaltung beziehungsweise Sieben-Gang-Nabenschaltung verkauft worden. Die Reifengröße beträgt nur 20 Zoll, dank der Übersetzung ist man aber so schnell unterwegs wie mit einem herkömmlichen Rad.

**Sogar mit Elektroantrieb und als Rennrad**

Anders als herkömmliche Fahrräder können Falträder im VRS kostenlos in Bus und Bahn mitgenommen werden – wenn sie zusammengeklappt sind. Ziel sei es, die Fahrräder als Ergänzung zum ÖPNV zu fördern, sagt VRS-Sprecher Holger Klein. „Die Zahl ist aber sicher noch steigerungsfähig.“ Hinzu kommen in der Region Hunderte von weiteren Faltrad-Nutzern, die unabhängig von der Aktion ihr Modell erworben haben. Ge-



Wie geht es weiter? Verschiedene Apps zeigen, mit welchem Verkehrsmittel man am schnellsten unterwegs ist.

FOTOS: ANDREAS DYCK

**MOBIL IN DER REGION** Selbstfahrende Autos gelten als Zukunftsmusik. Doch die technische Entwicklung schreitet rasant voran. Der Troisdorfer Mobilitätsexperte Michael Schramek über Berührungspunkte, Hindernisse und Chancen

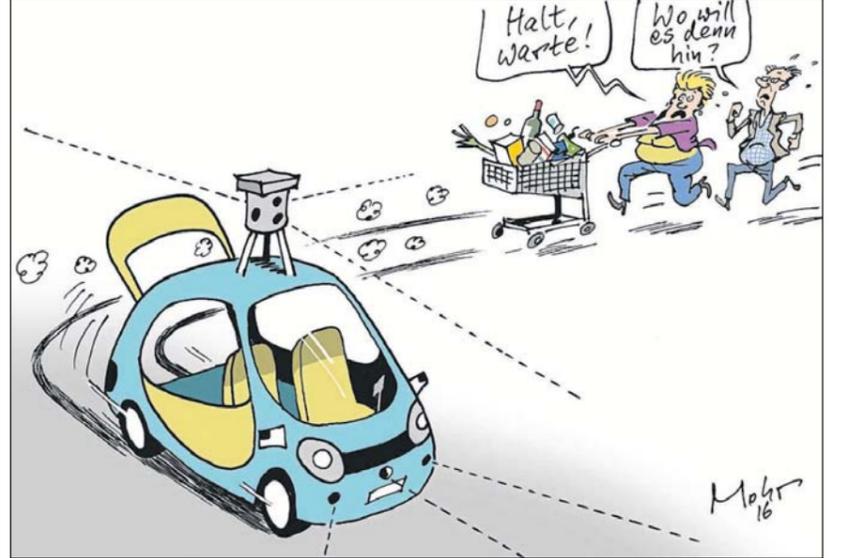
# „Der Verkehr wird flüssiger laufen“

Sind sie Horrorgeschichte oder Vision? Die gibt es bislang nur in der Oberklasse. In den kommenden zwei, drei Jahren werden die meisten Hersteller technisch nachziehen und alle Modelle damit ausrüsten können. Die Frage wird sein, inwieweit die Gesetzgebung hinterherkommt. Ich gehe davon aus, dass man in fünf bis sieben Jahren sein Auto auf Autobahnen und Bundesstraßen nicht mehr selber lenken muss. In zehn bis 15 Jahren wird man dann in den Städten autonom fahren.

Die Hürden sind also eher rechtlicher denn technischer Natur? **Schramek:** Ja. Bislang definiert ein UN-Abkommen, dass ein Mensch jederzeit die Kontrolle über das Auto haben muss. Es wird einen Wettbewerb vor allem zwischen Europa, den USA und China geben; Die Länder, die bei der Entwicklung vorne dabei sein wollen, müssen ihr Recht anpassen.

Was sind die Vorteile des autonomen Fahrens? **Schramek:** Es ist effizienter, sicherer, man kann den Straßenraum besser ausnutzen. Ich kann während der Fahrt machen, was ich will: arbeiten, lesen, Filme gucken, mir die Haare schneiden lassen.

Dank dieser Vorteile werden dann aber mehr Autos angeschafft, oder? **Schramek:** Zunächst einmal werden wir weniger eigene Autos benötigen, weil wir sie intensiver nutzen. Die Familie, die heute zwei Autos hat, benötigt dann nur noch eins. Und wenn man dann für einzelne Fahrten ein zweites braucht, leiht man sich eins. Die Menschen werden pragmatischer, das Nutzen ist schon jetzt in der jüngeren Generation wichtiger als das Besitzen. Hinzu kommt das Kostenargument: Ein eigenes Auto kostet circa 40 Cent pro Kilometer. Ein selbstfahrendes Sharingauto für die Stadt, das ich



Ohne Fahrer ganz schön eigenwillig: Das Auto der Zukunft – aus Sicht des GA-Karikaturisten Burkhard Mohr.

mir nach Bedarf leih, vielleicht nur sechs oder sieben Cent pro Kilometer. Es wird auch mehr Fahrgemeinschaften geben, weil das mit dem selbstfahrenden Auto komfortabler geht als heute. Selbstfahrende Neusitzer bringen morgens Menschen zur Arbeit, abends zum Vereinstreffen, zwischen durch sind sie anderweitig einsetzbar. Trotzdem ist es nicht von der Hand zu weisen, dass wir zu mehr Verkehr kommen. Da es so bequem und billig ist, nutzen wir das Auto häufiger.

Am Ende s also doch mehr Stau... **Schramek:** Nein, denn der Verkehr wird flüssiger laufen. Es wird keinen Bleibfuß mehr geben, keine emotionalen Reaktionen, keine plötzlichen Spurwechsel. Auch die Parkplatzsuchverkehr entfällt. Die Autos wissen selbst, wo es einen freien Platz gibt.

Ist angesichts dieses Komforts der Öffentliche Personennahverkehr vom Aussterben bedroht? **Schramek:** Ich glaube nicht, dass es in 20 Jahren den ÖPNV in seiner heutigen Form noch geben wird. Er wird sich eher auf Hauptachsen konzentrieren, in Kooperation mit selbstfahrenden Autos als Zubringer. Erste Verkehrsverbände stellen sich darauf schon ein.

Wie ist es mit den Entscheidungsfragen in den Kommunen? Sehen die das Thema? **Schramek:** Der Anteil derer, die sich damit bereits auseinandersetzen, steigt – wenn auch langsam. Zu viele sehen es noch als reine Zukunftsmusik an. Dabei müssten diese Entwicklungen heute schon in die Pläne für Straßeninfrastruktur und Städtebau einfließen. Ein Beispiel: Innenstädte und Wohnviertel müssen in Zukunft nicht mehr zugesperrt sein, weil die Autos nicht mehr direkt vor der Tür parken müssen. Es wird eine viel stärkere Trennung von Verkehrs- und Lebensraum geben.



Michael Schramek, Mobilitätsexperte.

# Verkehrsexperte rechnet mit einer Seilbahn für Bonn

VISION Professor Heiner Monheim wirbt für das Projekt, das günstiger ist als große Straßenbauprojekte. Bald erste Bürgerinformation

VON RICHARD BONGARTZ

Es ist nur ein Traum? Oder eine spinnerde Idee? Eine Seilbahn lautet es aus dem Bundesviertel in Richtung Venusberg. So mancher Politiker hat vor Jahren lauthals darüber gelacht, als dieses Projekt das erste Mal in den politischen Gremien der Stadt diskutiert wurde. Heute tingelt Professor Heiner Monheim von Vortrag zu Vortrag und erhält viel Anerkennung für seine konkreten Vorstellungen von einer urbanen Seilbahn, die vor allem auf den Straßen für Entlastung sorgen soll. Selbst die lange geforderte Machbarkeitsstudie ist im Januar auf den Weg gebracht worden. Ergebnisse will das beauftragte Büro VSU (Beratende Ingenieure für Verkehr, Städtebau, Umweltschutz) in Herzogenrath Ende des Jahres vorlegen.

Straßen zu den weiter wachsenden Unikliniken gibt es nicht besonders viele. Wer aus Meckenheim kommt, fährt über Tippendorf zum Arbeitsplatz. Der Rest – egal ob aus dem Bonner Süden oder Norden – muss über Poppelsdorf den Hang hinauf und steht im Berufsverkehr meist eine Zeit lang vor roten Ampeln. Auch der Bus. Die Gondel käme aber in wenigen Minuten vom WCCB über einen mög-



Die kuppelbare Zehner-Kabinenbahn in Ankara verbindet über vier Stationen den Stadtteil Sentepe mit dem Zentrum.

lichen Zwischenstopp am im Bau befindlichen Ballpark „UN-Campus“ an den Kliniken an.

Wer schon mit der eher touristisch ausgelegten Seilbahn in Koblenz gefahren ist, kann sich das System gut vorstellen. Denn auch als Transportmittel im Nahverkehr hängen an einem umlaufenden Seil zahlreiche große Kabinen, die bis zu 36 Fahrgästen Platz bieten. Fahrer passen auch rein, die Anlage wäre behindertengerecht. So muss niemand lange warten, alle 34 Sekunden kommt eine neue Gondel im Bahnhof an. Stationen kann es laut Monheim mehrere geben: Post Tower, Bahnhof hinter der Museumsmeile, vielleicht sogar der Hindenburgplatz in Dotten-

dorf und schließlich die Bergstation. Vor allem am „UN-Campus“ kommen zahlreiche Verkehrsströme wie Stadtbahn, Bundesbahn, Busse und auch Autos zusammen.

Das Projekt würde ungefähr 54 Millionen Euro kosten, schätzt der Verkehrsexperte. Andere meinen, schon 40 Millionen Euro werden reichen. Würde die Seilbahn über den Rhein zu Telekom und „Bonn-Visio“ verlängert, ist mit dem Doppelsteg schon etwa 250 Millionen Euro Baukosten verschlingend, der Venusbergtunnel sogar 400 Millionen. Parkplätze kosten auch und bringen mehr Autos in die Stadt.

Für Monheim wäre es der Königsweg, dass eine Seilbahn durch das ein wenig kurvig durch Straßen geführt werde – also durch öffentlichen Raum. Ähnlich der Wuppertaler Schwebebahn. Das ist zwar technisch möglich, doch die Fahrgäste könnten dann den Leuten hinter den Fenstern zuwinken. Schweden die Kabinen aber über private Häuser und Gärten, müssen die Anwohner am Boden gefragt werden. Laut Monheim ein Risiko. Am liebsten wäre ihm eine unverfängliche Streckenführung vom Venusberg zur Rheinaue und dann zur (und über die) Südbrück. Doch der große Wunsch, UN-

schon andere deutsche Städte über ein solches Verkehrsmittel nachdenken. Zum Beispiel Wuppertal mit den Stationen Hauptbahnhof, Campus Griffenberg und Schulzentrum Süd. Gleichwohl gibt es dort Ärger zur Trassenführung und eine sich wehrende Bürgerinitiative. Bekommt Bonn nun irgendwann seine Seilbahn? „Ich glaube, ja“, sagt Monheim.

**Die GA-Serie**

Wie bewegen wir uns heute fort, wie kommen wir schneller ans Ziel, und wie sieht die Mobilität in Zukunft aus? Darum dreht sich die GA-Serie „Mobil in der Region“ – zwischen Dauerstau, Innovationen und Visionen.

**Heute: Smart unterwegs**  
 27. April: Streifzug durch die Region  
 29. April: Im Dauerstau  
 4. Mai: Pendeln mit dem Zug  
 11. Mai: Das Fahrrad  
 13. Mai: Bus und Bahn  
**Heute: Smart unterwegs**  
 20. Mai: Nutzen statt besitzen  
 25. Mai: Mobilstationen  
 1. Juni: E-Mobilität  
 3. Juni: Mobilitätsmanagement  
 8. Juni: Verkehrslenkung  
**10. Juni: Mobilität der Zukunft**

Weitere Informationen zur Serie unter [www.ga-bonn.de/mobilitaet](http://www.ga-bonn.de/mobilitaet)

# Detaillierte Diagnose und Rezepte zur Selbsthilfe

Mitteldeutsche Zeitung

Sachsen-Anhalt liegt in vielen Krankheitsstatistiken im traurigen Spitzenfeld. Die Zeitung will mehr als berichten – sie will etwas tun. Deshalb setzt die große Gesundheitsserie nicht nur auf Diagnose, sondern bietet Rezepte zur Selbsthilfe.

Die Jury

PREIS IN DER KATEGORIE GESUNDHEIT

Praktische Lebenshilfe

Relevant, nah an den Menschen dran, hilfreich – diesem Dreiklang hat sich die Redaktion in ihrer Gesundheitsserie verpflichtet. Mit Hilfe von regionalen Experten analysiert sie Gesundheitsthemen, erklärt fundiert und für Nicht-Mediziner verständlich den Forschungsstand. An konkreten Beispielen zeigt sie Wege auf, wie Betroffene ihre Krankheit in den Griff bekommen können. Die Printserie beeindruckt durch kompetent recherchierte, informativ und unterhaltsam geschriebene Reportagen, die durch das Layout wirkungsvoll in Szene gesetzt werden. Ein Digitaldossier und eine Gesundheitsmesse komplettieren das Angebot. Praktische Lebenshilfe mit hervorragend eingesetzten journalistischen Mitteln.

Kontakt:

Kai Gauselmann, CvD Regional/Lokal, Telefon: 0345/565-4200, E-Mail: kai.gauselmann@dumont.de, www.mz.de

Die Fakten sind besorgniserregend: In Sachen Gesundheit schneiden die Sachsen-Anhalter in fast allen Bereichen schlecht ab. Die Zeitung erhebt dieses Problem zum Generalthema und bereitet es in einer aufwendigen Serie auf. Dabei belässt es die Redaktion aber nicht bei der Diagnose. Im Zentrum der Serie „Aktives gesundes Sachsen-Anhalt“ steht die Vorbeugung und Behandlung. Ausgehend von lebensnah geschilderten Fallbeispielen zeigt sie, wie die Betroffenen mit dem jeweiligen Gesundheitsproblem besser umgehen oder es bestenfalls vermeiden können.

Praktische Hinweise für richtige Ernährung und mehr Bewegung, Empfehlungen zum Impfschutz oder Tipps, wie die Zahngesundheit auch im hohen Alter erhalten werden kann: Die Serie ist stets relevant, nah dran und hilfreich. Das Spektrum reicht von Rezepten für eine gesunde Ernährung bis zu einem Video über neuartige Operationsmethoden – wofür das Reporterteam sogar Zugang zu einer laufenden Herzoperation erhält.

Ein halbes Jahr lang werden zweimal pro Woche die unterschiedlichsten Gesundheitsthemen behandelt. Insgesamt erscheinen 48 Sonderseiten, zusätzlich flankiert durch Aufmacher auf der Titelseite und Kommentare.

Neben der Seite 3 im Printprodukt ist für die Serie eine feste Rubrik im Digitalangebot reserviert. Die Redaktion erzählt Geschichten von Betroffenen, lässt Wissenschaftler zu Wort kommen, befragt Verantwortliche in Institutionen und Politik.

Den Abschluss bildet eine Gesundheitsmesse, zu der fast 2.000 Leser kommen und Fachvorträge von Medizinern hören oder sich über Präventions- und Reha-Angebote von Gesundheitsanbietern informieren können.

Aufgrund der enormen Resonanz in der Leserschaft arbeitet die Redakteurin Dr. Bärbel Böttcher, die die Serie konzipiert und umgesetzt hat, bereits an einer Fortsetzung.

Stichworte

- ▶ Aktionen
- ▶ Forum
- ▶ Gesundheit
- ▶ Interaktiv
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Marketing
- ▶ Multimedia
- ▶ Recherche/Investigation
- ▶ Service
- ▶ Verbraucher
- ▶ Wissenschaft



In der MZ-Serie dreht sich alles um die Gesundheit

Heute: Kinder kämpfen gegen Übergewicht

Nächste Folge: Ernährung und Arzneimittel



**MZ-SERIE, TEIL 4** Schon bei Kindern ruiniert Fettleibigkeit die Gesundheit. Wie kommen sie von den Pfunden runter?

VON BÄRBEL BÖTTCHER

Für die 14-jährige Annalena endete in der Vergangenheit so manche Einkaufstour mit ihren Freundinnen im Frust. Weil es das eine Teil, das allen so gut gefiel, mal wieder nicht in ihrer Größe gab. Ins Schwimmbad ist sie gar nicht mehr mitgegangen. Sie hat sich geschämt, wollte abfälligen Bemerkungen aus dem Wege gehen. Denn das 1,63 Meter große Mädchen brachte immerhin 70 Kilogramm auf die Waage. Nun versucht sie, in der Kinder-Reha-Klinik „Am Nicolausholz“ in Bad Kösen (Burgenlandkreis) ein paar Pfunde loszuwerden.

Genauso wie Marco. Als der 16-Jährige nach Bad Kösen kam, wog der 1,88 Meter große Junge 145 Kilogramm. Ein Arzt hat Marco die Reha empfohlen. Die Blutwerte des Jungen waren besorgniserregend. Sie wiesen unter anderem auf eine Fettleiber hin. Zudem litt er unter Bluthochdruck.

Elisabeth Eckstein, die Cheferzlerin der Klinik, sieht solche Erkrankungen bei ihren Patienten häufig. Etwas 300 Kinder und Jugendliche kommen jährlich mit der Diagnose Adipositas - das ist der medizinische Fachbegriff für Fettleibigkeit - nach Bad Kösen. „Sie werden immer jünger, die Adipositas zeigt sich immer ausgeprägter und die damit einhergehenden Erkrankungen nehmen zu“, sagt sie. Bereits Zwei- bis Vierjährige würden behandelt. Das sei vor einigen Jahren noch nicht der Fall gewesen. Die Ursachen dafür liegen auf der Hand. Der 14-jährige Adrian, der erst vor einer Woche in der Reha-Klinik angekommen ist, erzählt,

dass er zuletzt nur noch gegessen habe. Süßigkeiten, Pommes frites, Hamburger. „Ich habe keinen Sport mehr gemacht, immer nur zu Hause gegessen“, sagt er. Und so wog der 1,73 Meter große Junge am Ende 117 Kilogramm.

Ein typischer Fall. „Kinder toben heute immer seltener im Freien“, sagt Elisabeth Eckstein. „Im Schritt sitzen sie täglich fünf bis sechs Stunden vor dem Computer. Am Wochenende ist es oft noch länger.“ In vielen Kinderzimmern stehe zudem ein Fernseher. Gerade dann noch das Essverhalten außer Kontrolle, sammelten sich die Pfunde fast zwangsläufig an.

In der Reha-Klinik Bad Kösen sollen die Kinder und Jugendlichen in vier bis sechs Wochen lernen, wie sie sich gesund und ausgewogen ernähren können. Nicht nur theoretisch. Das Wissen wird beim gemeinsamen Kochen in der Lehrküche gleich umgesetzt. Auch ein Einkaufstraining gehört zum Programm.

„Elisabeth Eckstein, die Cheferzlerin der Klinik, sieht solche Erkrankungen bei ihren Patienten häufig.“



— ANZEIGE —

Und jeder Patient führt eine ganz persönliche Ernährungspyramide, die seinen Tagesbedarf an Kalorien abbildet. Dort streicht er täglich ab, wie viel er wovon gegessen hat. „Auch eine Portion Süßes am Tag ist drin“, erklärt die 14-jährige Annalena. „Wir sollen sogar ab und zu mal naschen, sonst bekommen wir Heißhunger und essen viel zu viel Süßes“, fügt sie hinzu.

Die Pyramide ist praktisch das Gerüst für die tägliche Ernährung. „Aber es gibt keine Verbote“, betont Elisabeth Eckstein. Sie erzählt, dass sie oftmals von Eltern kritisiert werde, dass ihre Kinder an einem Kiosk beispielsweise Eis kaufen könnten. Aber, so meint die Ärztin, die Mädchen und Jungen könnten nur lernen, Versuchungen zu widerstehen, wenn nicht alles von ihnen ferngehalten werde. Später, in ihrer gewohnten Umgebung, sei das auch nicht der Fall.

Breiten Raum nimmt in der Therapie der Sport ein. Speziell geschulte Adipositas-Trainer sorgen dafür, dass die Übergewichtigen wieder Freude an der Bewegung bekommen. Dafür stehen eine Turnhalle, ein Schwimmbad und ein Fitnessraum zu Verfügung. Auf dem großzügigen Außengelände kann gelaufen, gewalkt, gewandert oder Fahrrad gefahren werden.

Es macht den jungen Leuten Spaß. Niemand braucht sich vor dem anderen zu schämen, denn alle haben das gleiche Problem. Hemmschwellen weg. Übrigens, auch am Selbstbewusstsein wird in Bad Kösen gearbeitet. Viele der übergewichtigen Kinder haben Mobbing und Ausgrenzung kennengelernt. Solche Erfahrungen wollen Andrea Rietze und Nicole Eck ihren



In der Lehrküche bereitet Marco (oben links) Milch und Joghurt. Und jeder bekommt mit anderen gesunde Gerichte zu. Cheferzlin Elisabeth Eckstein (unten) betont, dass es auf die Motivation ankommt. Wichtig ist es, am Ball zu bleiben. FOTO: ANDREAS STETTLER

Kindern ersparen. Die beiden Mütter haben ihre Töchter nach Bad Kösen begleitet. Bis zum achten Lebensjahr des Kindes ist das derzeit möglich. Andrea Rietze erzählt, dass ihre Tochter Lene mit sechs Jahren etwa sieben Kilogramm Übergewicht hat. Sie kommt in diesem Jahr in die Schule und die Mutter fürchtet, dass das Mädchen dort gehänselt wird. Nicole Ecks Tochter Celina ist bereits sieben Jahre alt und besucht die erste Klasse. Sie hat etwa 15 Kilogramm Übergewicht. Ihre Mutter spürt, dass sich die Tochter in ihrer Haut nicht wohlfühlt. Sie stehe öfter vor dem Spiegel und hadere mit ihrer Figur. Nicole Eck hat Angst, dass sie in ei-

ne Essstörung abgleite. Die beiden kleinen Mädchen sind sehr motiviert, abzunehmen. „Dabei ist es in diesem Alter oft schon ein Erfolg, wenn das Gewicht stagniert. Das Kinder wachsen noch“, sagt Elisabeth Eckstein. Bei ausgewogener Ernährung und sportlicher Aktivität wüchsen sie quasi in ihr Normalgewicht hinein. Die Mütter sind aber nicht einfach Begleitpersonen. Auf dem Therapieplan stehen auch Ernährungsberatungen für sie. Aus Kindersicht versteht sich. Und sie hoffen, all das Gelernte zu Hause anwenden zu können. Das Danach ist der kritische Punkt. In der Klinik, so sagt Elisabeth Eckstein, werde der Grund-

TIPPS Für den Alltag

In der Reha-Klinik erhalten die jungen Patienten und ihre Eltern Tipps für den Alltag. Eine kleine Auswahl:

- nie hungrig einkaufen gehen
- beim Essen viel Zeit nehmen und gut kauen, nicht durch den Fernseher ablenken lassen, nicht lesen oder spielen
- beim Einkaufen immer auf Fett- und Zuckerangaben achten. Milch und Joghurt können bis zu 1,5 Prozent, Käse bis zu 30 Prozent Fett gekauft werden
- zum Essen keine süßen Getränke reichen - sie regen den Appetit an. Lieber Wasser oder Saftschorlen trinken

## Größe S statt XXL

Was Eltern gegen das Übergewicht ihrer Kinder tun können.

Die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung gibt Eltern Tipps, die es ohne fremde Hilfe schaffen wollen, dass ihr Kind abnimmt. Hier eine Auswahl:

■ Der Speiseplan der Familie sollte langsam geändert werden. Es kann beispielsweise damit begonnen werden, dass weißer Toast durch Vollkornbrot ersetzt wird. Nach und nach kann bei den warmen Mahlzeiten mehr Gemüse gereicht werden. Als Nachtisch gibt es häufiger Obst statt Süßspeisen oder Cremes.

■ In einigen Lebensmitteln verstecken sich viel Fett und Zucker. Davon Größe S statt XXL kaufen. Das heißt, Süßigkeiten, Chips, Eis-

krem: Kekse in kleinteiligen Verpackungen kaufen. Angebrochene Tüten verwenden die Kinder, alles aufzueisen.

■ Hähnchenstücke, Schmelz oder Fischstäbchen werden oft paniert. In der Pfanne selbst steckt viel Fett und sie nimmt beim Braten noch Fett auf. Deshalb ist es günstig, die panierten Stücke im Ofen zu erhitzen oder beim Braten von Fleisch und Fisch von vornherein auf die Pfanne zu verzichten.

■ Bratwurst und Wiener Würstchen sind ideale Fettverstecke. Sie

sollten ersetzt werden oder zumindest nur selten serviert werden.

■ Wer ungesund und neugierig ist, spürt nicht, wann er satt ist. Deshalb sollten Kinder am Tisch essen. Die Eltern sollten dabei mit gutem Beispiel vorangehen, den Computer ausschalten, die Zeitung beiseite legen oder den Anrufer auf den Anrufbeantworter sprechen lassen. Es sollte zudem so oft wie möglich gemeinsam gegessen werden.

■ Bei Süßigkeiten ist es günstig, eine bestimmte Menge festzulegen, die in der Woche verzehrt werden darf. Über die sollte das Kind dann frei verfügen können. Es lernt so, hauszuhalten. Süßigkeiten und Knabberien sollten nicht auf Vorrat gekauft werden.

■ Kinder sollten nicht mit Süßigkeiten belohnt oder getröstet werden. Wer lernt, bei Freude, Stress und Kummer zu essen, nimmt schnell mehr zu sich, wie der Körper braucht.

■ Um abzunehmen, eignen sich am besten Ausdauersportarten wie Radfahren oder Schwimmen. Aber - das Kind sollte den Sport wählen, der ihm gefällt. Das hängt

auch von der Trainerin oder dem Trainer und der Stimmung in der Gruppe ab. Wenn die Sportstunden Spaß machen, geht das Kind auch regelmäßig zum Training und bleibt am Ball.

■ Mehr Bewegung sollte das Motto für die ganze Familie sein. Die Eltern sollten mit gutem Beispiel vorangehen und das Auto öfter mal stehen lassen.

■ Das Gewicht des Kindes sollte nicht das Dauerthema sein, die Stimmung in der Familie nicht von der Waage abhängen. Das Kind sollte für das Gelobt werden, was es gut kann.

■ Im Netz unter: [www.bzga.de](http://www.bzga.de)



# Abschied von der Kippe

In der MZ-Serie dreht sich alles um die Gesundheit.

**Heute:** Die Entwöhnung

**Nächste Folge:** Rauch schädigt viele Organe



MZ-SERIE, TEIL 28

### Wie der Raucher vom Tabak loskommen kann



Wer aufhören möchte zu rauchen, sollte diesen Entschluss nicht in einer stressigen Phase seines Lebens fassen.

FOTO: ANDREAS STEDTLER

VON BÄRBEL BÖTTCHER

**E**in leidenschaftlicher Raucher, der immer von der Gefahr des Rauchens liest, hört in den meisten Fällen auf - zu lesen." Diese Einschätzung stammt vom ehemaligen britischen Premierminister Winston Churchill (1874 bis 1965). Vermutlich hat er damit sogar recht. Doch es gibt Menschen, die wollen diese Fessel loswerden, die wollen aufhören - zu rauchen. Und sie suchen sich dazu Hilfe, etwa in der Awo-Suchtherapie in Halle.

Wer sich dorthin wendet, der bekommt nach Möglichkeit schnell einen Termin. Denn das Motivationsfenster ist bei Rauchern oft nur sehr kurz geöffnet", sagt Carsten Brandt, der Leiter der Einrichtung. Aufgestoßen wird es meist durch eine medizinische Diagnose. „Nicht selten leiden die Hilfesuchenden an der Lungenerkrankung COPD und ihr Arzt hat ihnen dringend geraten, etwas gegen die Nikotinsucht zu tun“, fügt Brandt hinzu. Häufig habe er auch Klienten, für die der Tabak ein Kompensationsmittel ist, quasi eine Ersatzdroge beispielsweise für den Alkohol, dem sie abgeschworen haben. Nun aber wollten sie auch davon loskommen.

Für eine kleinere Gruppe ist die finanzielle Seite ein Thema. „Sie haben sich vor Augen geführt, dass sie im Monat etwa 200 Euro verausgaben“, sagt der ausgebildete Sucht-Therapeut. Allerdings hat er so seine Zweifel, dass das Nicht-

rauchen wirklich Geld spare. Vermutlich werde es nur gestünder ausgegeben, meint er. Mitunter spielt auch eine Rolle, dass die Attraktivität des Rauchens abgenommen hat. Beispielsweise durch die Arbeitsstättenverordnung, die Nichtraucher eine rauchfreie Arbeitsumgebung garantiert, oder die Nichtraucher-schutzgesetze von Bund und Ländern, die das Rauchen in Gaststätten stark einschränkt. Immer häufiger kommen Klienten, die es bloß finden, im Freundeskreis die Einzigen zu sein, die im Nieselregen vor der Gaststätte stehen“, sagt Brandt. Die Gründe, sich bei der Tabak-

entwöhnung Unterstützung zu holen, sind also vielfältig. Meist sind es Frauen und Männer jenseits der 40, die sich dazu entschließen. Und meist haben sie sehr viele Jahre geraucht. Jugendliche dagegen, so konstatiert der Suchttherapeut, seien extrem schwer zu erreichen - übrigens von jedweden Beratungsstellen. Möglicherweise wüssten sie von deren Möglichkeiten gar nichts. Außerdem wollten sie sich ausprobieren. „Und es ist ja tatsächlich so, dass am Anfang allen Konsums kaum jemand mit größeren negativen Konsequenzen zu rechnen hat“, räumt Brandt ein. Die seien aber

notwendig, um sich selbst zu sagen: So kann es nicht weitergehen. Wie aber kann der Sucht-Therapeut Ratschenden nun helfen? „Diejenigen, die zu uns kommen, die haben in der Regel schon mehrmals versucht, aufzuhören“, sagt er. Sie hätten Nikotinplaster, Akupunktur oder Hypnose ausprobiert - und sie seien gescheitert, weil sie die Verantwortung auf das entsprechende Mittel übertragen hätten. „Neue Rituale zu entwickeln, das braucht Zeit“, sagt Brandt. Die Rauch- und Tabakentwöhnung dürfe nicht als Verzicht, sondern solle vielmehr als Gewinn erlebt werden. Die oder der Betreffende solle sich etwas gönnen - einen Kino- oder Konzertbesuch vielleicht. „Während eines stressigen Umzugs ist dies sicher nur schwer umsetzbar.“

Und wenn dann im Alltag das Gefühl, eine Zigarette rauchen zu müssen, doch übermächtig wird? „Dann versuche ich erstens, die Situation zu verlassen“, sagt Brandt. Das heißt, sich von den Gedanken abzulenken - mal kurz den Kollegen im Nebenbüro zu besuchen oder in der Büröküche ein Glas Wasser zu trinken. Und zweitens sei es völlig in Ordnung, dann zu einem Ersatzmittel zu greifen - zu einem Bonbon, zu Schokolade, zu Weintrauben... Mitunter helfe es schon, nicht zu sagen: ich würde jetzt gerne eine rauchen, sondern: früher hätte ich in dieser Situation eine geraucht. Das suggeriere mit meinem heutigen Leben hat das nichts mehr zu tun. Und auch ein

ANZEIGE  
Partner der Aktion „Aktives gesundes Sachsen-Anhalt“  
KRANKENHAUS ST. ELISABETH & ST. BARBARA

mus der richtige Zeitpunkt des Ausstiegs gefunden werden“, betont Brandt. Früher, so sagt er, sei eine allmähliche Reduktion des Tabakkonsums angestrebt worden. Es sei aber festgestellt worden, dass die Festlegung eines Stopp-Tages wirkungsvoller sei. Aber dieser müsse gut vorbereitet werden. Der Therapeut erzählt von einer alleinerziehenden Mutter von vier Kindern, die dabei war, neben ihrer Arbeit den Umzug in eine andere Wohnung zu organisieren. Auf Anraten ihrer Hausärztin wollte sie mit dem Rauchen aufhören. Ein guter Zeitpunkt? „Nein“, sagt Brandt. Denn das hätte für die Frau bedeutet, auf das zu verzichten, was ihr in dieser stressigen Zeit die einzigen Pausen verschaffte. „Raucherentwöhnung geht nicht so nebenher“, unterstreicht der Suchttherapeut. Da müsse der Betrof-

fende einen guten Teil seiner Aufmerksamkeit darauf richten. Er rät, zu dieser Zeit vielleicht sogar einen kleinen Urlaub zu planen. Denn es gelte, Tagesabläufe zu hinterfragen. Was könnte beispielsweise an die Stelle der Morgenzigarette treten? Vielleicht helfe es, das Wohnzimmer umzuräumen, so dass es den Lieblingsplatz, auf dem die Zigarette am besten geschmeckt hat, nicht mehr gibt. „Neue Rituale zu entwickeln, das braucht Zeit“, sagt Brandt. Die Rauch- und Tabakentwöhnung dürfe nicht als Verzicht, sondern solle vielmehr als Gewinn erlebt werden. Die oder der Betreffende solle sich etwas gönnen - einen Kino- oder Konzertbesuch vielleicht. „Während eines stressigen Umzugs ist dies sicher nur schwer umsetzbar.“

Wenn der Anfang geschafft ist, dann heißt es, am Ball zu bleiben. Stabilisierungsphase nennt der Therapeut das, in der auch noch Gespräche stattfinden können. „Je mehr Zeit nach der letzten Zigarette vergeht, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dauerhaft Nichtraucher zu bleiben“, sagt Brandt. Ob die Entwöhnung langfristig erfolgreich war oder nicht, das erfährt er meistens gar nicht.

Mehr im Netz unter: [www.mz-web.de/gesundheitsserie](http://www.mz-web.de/gesundheitsserie)



Eine Tabakpflanze FOTO: DPA

## Vorteile des Stopps

### Bessere Gesundheit, besserer Geschmack, besserer Geruch

Was passiert im Körper eines Menschen, der aufhört zu rauchen? Die US-Krebsgesellschaft hat die Vorteile untersucht. Hier eine Übersicht, die die Deutsche Hauptstelle für Suchtfragen zusammengestellt hat:

- Nach 20 Minuten:** Puls und Blutdruck sinken auf normale Werte.
- Nach acht Stunden:** Der Kohlenmonoxid-Spiegel im Blut sinkt, der Sauerstoffpegel steigt auf normale Höhe.
- Nach 24 Stunden:** Das Herzinfarkt-Risiko geht bereits leicht zurück.
- Nach 48 Stunden:** Die Nerven-Enden beginnen mit der Regeneration, Geruchs- und Geschmackssinn verbessern sich.

**Nach zwei Wochen bis drei Monaten:** Der Kreislauf stabilisiert sich, die Lungenfunktion verbessert sich.

**Nach einem bis nach neun Monaten:** Die Hustenanfälle, die Verstopfung der Nasennebenhöhlen und die Kurzatmigkeit gehen Schritt für Schritt zurück. Die Lunge wird allmählich gereinigt, indem Schleim abgebaut wird.

**Nach einem Jahr:** Das Risiko, dass der Herzmuskel zu wenig Sauerstoff erhält, ist nur noch halb so groß wie bei einem Raucher.

**Nach fünf Jahren:** Das Risiko, an Lungenerkrankungen zu sterben, ist um 50 Prozent gesunken. Ebenso ist das Risiko für Krebser-

krankungen von Mundhöhle, Luft- und Speiseröhre um die Hälfte zurückgegangen.

**Nach zehn Jahren:** Das Lungenerkrankungsrisiko ist weiter gesunken bis auf normales Niveau. Auch das Risiko für weitere Krebsarten sinkt.

**Weitere Vorteile:** Außerdem steigt die körperliche Leistungsfähigkeit, das Essen schmeckt besser, es wird nicht länger die Gesundheit anderer Familienmitglieder, zum Beispiel der Enkelkinder, durch Passivrauchen belastet, Haare und Kleidung riechen nicht mehr nach Rauch.



# Mit 80 sicher im Sattel

In der MZ-Serie dreht sich alles um die Gesundheit.

**Heute:** Fit auf dem Fahrrad

**Nächste Folge:** Mit dem dritten Herzen



MZ-SERIE, TEIL 14

### Warum Rotraud Hörer gleich zweimal Grund zum Feiern hat.

VON BÄRBEL BÖTTCHER

**V**on der Geburtstagsfeier direkt zur MZ-Radpartie - wer ist so enthusiastisch? Rotraud Hörer! Am Freitag wurde sie 80 Jahre alt. Am Sonnabend stößt die Hallenserin mit der Familie darauf an. Am Sonntag steht sie zum zehnten Mal bei der MZ am Start. Die Doppel-Jubililarin hat sich angesichts des ereignisreichen Vortages in diesem Jahr „nur“ für die 17-Kilometer-Tour entschieden. „Aber ich will unbedingt dabei sein“, sagt sie. Sie freue sich jedes Mal darauf, alte Bekannte zu treffen. Denn sie ist ohnehin immer in Begleitung. Sport gehört zu ihrem Leben - und dem der ganzen Familie - der sie Sattel zum Fahrrad. Besser sollte man vielleicht sagen: Sport gehört zum Leben der Familie Hörer wie der Barren zum Gerätturnen. Denn es ist ohnehin immer in Bewegung. Sport gehört zu ihrem Leben - und dem der ganzen Familie - der sie Sattel zum Fahrrad. Besser sollte man vielleicht sagen: Sport gehört zum Leben der Familie Hörer wie der Barren zum Gerätturnen. Denn es ist ohnehin immer in Bewegung. Sport gehört zu ihrem Leben - und dem der ganzen Familie - der sie Sattel zum Fahrrad. Besser sollte man vielleicht sagen: Sport gehört zum Leben der Familie Hörer wie der Barren zum Gerätturnen.

1957 - nach dem Studium - verschlug es das Paar zunächst nach Diekau (Saalekreis). Dort bauten sie ein heute nicht mehr existierendes Trainingszentrum für Gerätturner. Die fünf Söhne - darunter ein Zwillingsspärrchen - waren an den Nachmittagen immer mit dabei. „Als sie ganz klein waren, standen sie im Kinderwagen vor der Tür. Sobald sie laufen konnten, mussten sie mitmachen“, erzählt die Mutter. Ist es da ein Wunder, dass alle fünf später die Kinder- und Jugendsportschule besucht haben und noch etwas später erfolgreiche Sporthochschüler wurden? Um von ihrer Wohnung zur Schule zu kommen, da musste Rotraud Hörer einmal quer durch Hal-



Rotraud Hörer legt so gut wie jeden Weg mit dem Fahrrad zurück. FOTO: ANDREAS STEDTLER

beruflicher Traum. Rotraud Hörer fand auch ihren Traummann in eine Wohnung wo das warme Wasser aus der Wand kam.

In Ha-Neu, wo die Eheleute nun auch arbeiteten, hatte der Tag für Rotraud Hörer zwei Teile. Vormittags der Beruf, nachmittags das Ehrenamt im Trainingszentrum für Turner. Die fünf Söhne - darunter ein Zwillingsspärrchen - waren an den Nachmittagen immer mit dabei. „Als sie ganz klein waren, standen sie im Kinderwagen vor der Tür. Sobald sie laufen konnten, mussten sie mitmachen“, erzählt die Mutter. Ist es da ein Wunder, dass alle fünf später die Kinder- und Jugendsportschule besucht haben und noch etwas später erfolgreiche Sporthochschüler wurden? Um von ihrer Wohnung zur Schule zu kommen, da musste Rotraud Hörer einmal quer durch Hal-

ber nicht klein war. 1971 zog die Familie dann nach Halle-Neustadt - in den Vorrubstadel entlassen. Dem Trainingszentrum des Vereins SG 67 Halle-Neustadt blieben sie aber noch viele Jahre treu. Erst als Hans Hörer aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr so konnte wie er wollte, gaben sie die Arbeit dort auf. „Natürlich fehlt einem manchmal etwas, wenn man das ganze Leben in Schwung war“, sagt der 83-Jährige. Aber es hilft nichts - er muss kürzertreten. Trotzdem:

Mehr im Netz: [mz-web.de/gesundheitsserie](http://mz-web.de/gesundheitsserie)

Zweimal in der Woche geht das Ehepaar ins Fitnessstudio, wo jeder der beiden ein nach seinen Fähigkeiten zugeschnittenes Programm absolviert. Rotraud Hörer reicht das aber bei weitem nicht aus. „Ich fühle mich jung und fit“, sagt sie. Und sie erzählt, dass sich ihr Mann schon ärgere, wenn sie wieder loswolle und ihm tue alles weh. Doch es findet sich so mancher Kompromiss: Wenn die beiden in der Stadt etwas zu erledigen haben, dann fährt er mit der Straßenbahn und sie mit dem Fahrrad. Außer dem Marktplatz treffen die zwei sich dann.

ANZEIGE  
Partner der Aktion „Aktives gesundes Sachsen-Anhalt“

UKH  
Universitätsklinikum Halle (Saale)

Sanitätshaus Klinik  
Baierfeind

Überhaupt erledigt Rotraud Hörer alles was möglich ist, mit dem Fahrrad ohne Schutzblech. Das Fazit: Es gibt bereits ab 20 Euro Helme, die gut schützen. Dennoch wurde dreimal die Note „Mangelhaft“ vergeben. Einmal taugte das Schloss unter dem Kinn nichts, in den beiden anderen Fällen war die Dämpfung bei einem möglichen Sturz nicht gut genug.

Abends, vor dem Fernseher, da greift Rotraud Hörer zu Handarbeiten. Manchmal. Häufig kommt es aber auch vor, dass sie die Nachrichtenensendung oder den Film auf dem Fahrradcomputer verfolgt, das im Wohnzimmer seinen festen Platz hat. „Nur so dasitzen, das kann ich einfach nicht“, betont sie. Müssen da die wöchentlichen Nordic-Walking-Touren mit einer Nachbarin, bei dem die Frauen etwa sechs Kilometer straff unterwegs sind, eigentlich noch erwähnt werden?

Als Rotraud Hörer zu ersten MZ-Radpartie startete, da suchte sie Ablenkung, weil ihr Mann im Krankenhaus lag. „Bei den folgenden Touren kam dann der Ehrgeiz hinzu. Und es präsentiert T-Shirts und Anstecker, die es bei jeder Radpartie gibt. Sie hat sie alle. „Und sie sind mein ganzer Stolz“, unterstreicht die Rentnerin.

Am Sonntag kommt nun ein dem Radfahren - nur leichter. Schwerer ist allerdings das Gefährt selbst: 25 bis 30 Kilogramm können es schon werden, sagt Filipek. Die schaff nicht jeder so leicht wie ein Fahrrad die Treppe runter in den Keller. „Man braucht einen ebenen Abstellplatz.“

Wollen Senioren vom Fahrrad auf E-Bike oder Pedelec umsteigen, sollte sie verschiedene Modelle ausgiebig Probe fahren, empfiehlt René Filipek, Sprecher des Allgemeinen Deutschen Fahrrad-Clubs (ADFC). Denn manche Modelle unterstützen zum Beispiel kräftiger, bei anderen dauert es, bis die Unterstützung einsetzt. Aber im Grunde sei es wie Radfahren - nur leichter. Schwerer ist allerdings das Gefährt selbst: 25 bis 30 Kilogramm können es schon werden, sagt Filipek. Die schaff nicht jeder so leicht wie ein Fahrrad die Treppe runter in den Keller. „Man braucht einen ebenen Abstellplatz.“

Mehr im Netz: [mz-web.de/gesundheitsserie](http://mz-web.de/gesundheitsserie)

TIPPS

### Dank Helm und Brille gut unterwegs

#### Schutz für Kopf und Augen ist wichtig.

Das Fahrrad erfreut sich wachsender Beliebtheit - als Fortbewegungsmittel oder als Sportgerät. Die MZ gibt einige Tipps, wie der Fahrspaß ungetrübt bleibt:

Beim Fahrradfahren kann allerlei ins Auge gehen - Insekten zum Beispiel. Oder die Sonne blendet so stark, dass der Radler die Straßenmarkierungen gar nicht mehr richtig erkennen kann. Aus diesen Gründen ist es sinnvoll, beim Radfahren eine Brille zu tragen: Speziell für Radfahrer eignen sich zum Beispiel Polarisationsgläser. Denn sie verhindern, dass man durch Flirren, nasse Straßen oder die tiefstehende Sonne geblendet wird. Darauf weist das Kuratorium Gutes Sehen (KGS) in Berlin hin.

Die Stiftung Warentest hat in diesem Frühjahr insgesamt 34 Fahrradhelme getestet. Das Fazit: Es gibt bereits ab 20 Euro Helme, die gut schützen. Dennoch wurde dreimal die Note „Mangelhaft“ vergeben. Einmal taugte das Schloss unter dem Kinn nichts, in den beiden anderen Fällen war die Dämpfung bei einem möglichen Sturz nicht gut genug.



Auf Nummer sicher FOTO: DPA

ANZEIGE

## Aktiv auf Saale und Unstrut

### Wasserwandern zwischen Burgen und Weinbergen

Malerische Weinberge, altehrwürdige Burgen und romantische Schlösser bieten in der Weinregion Saale-Unstrut eine beeindruckende Kulisse für Wasserwanderer. Für Einsteiger in die Welt des Wasserwanderns ist die Unstrut zu empfehlen. Der schönste Teil des Flusslaufs führt durch den Naturpark „Saale-Unstrut-Triasland“ und wird von aufregenden Kalk- und Buntsandstein-

felsen begleitet. Eine Kanutour lässt sich zudem perfekt mit einem Ausflug zum Mittelberg verbinden, wo sich am Fundort der berühmten Himmlischehe von Nebra das familienfreundliche Besucherzentrum „Arche Nebra“ befindet. Die bekannte Winzerstadt Freyburg lädt zu einem weiteren Zwischenstopp ein. Lohnenswerte Ausflugsziele sind hier die Rotkäppchen-Sektkellerei, der Herzogliche

Weinberg und die Neuenburg. Im sanften Süden von Sachsen-Anhalt führt die stärker strömende Saale vorbei an der stolzen Rudelsburg. Sie passiert außerdem den Naumburger Dom St. Peter und Paul mit seinen berühmten Stifterfiguren, das Weißenfelsen Schloss Neuaugustusburg und das Merseburger Schloss- und Domsensemble. Startpunkte für naturnahe und abenteuerliche Tou-



ren auf Saale und Unstrut finden sich an zahlreichen Steganlagen und Servicestationen, die in den letzten Jahren errichtet wurden. [www.saale-unstrut-tourismus.de](http://www.saale-unstrut-tourismus.de)  
[www.bluesband.de](http://www.bluesband.de)

## Kanu-Rad-Erlebnis im Weinanbaugesbiet Saale-Unstrut

Kurz mal wegl! Erleben Sie bei einer Kanu-Rad-Tour mit Übernachtung in einem nostalgischen Schifferwagen die Weinregion Saale-Unstrut. Zwischen Arche Nebra und der Winzerstadt Freyburg erwartet Sie ein Erlebnis der besonderen Art.

LEISTUNGEN:  
- 1x kombinierte Kanu-Rad-Tour zur Arche Nebra  
- 1x kombinierte Kanu-Rad-Tour nach Freyburg  
- Übernachtung inkl. Frühstück im Schifferwagen  
- Winzerversp. inkl. Probe von drei ausgebauten Weinen der Region  
PREIS:  
139,00 Euro pro Person  
KONTAKT:  
OUTTOUR Aktivreisen  
Jens Bellmann  
An der Unstrut  
06636 Laucha a.d. Unstrut/  
OT Kirchschweidungen  
Tel.: 034462/60 19 51  
Mail: info@outtour.de  
Internet: www.outtour.de

ANZEIGE

# Tägliche Ermutigung mit einem Lächeln

Bei all den schlimmen und bedrückenden Nachrichten vergisst man oft die kleinen Lichtblicke. Es sind Begebenheiten und Begegnungen, die uns zum Lächeln bringen. Die Zeitung greift jeden Tag solch einen freudigen Moment auf – und bereichert damit das Blatt und den Alltag der Menschen.

## Die Jury

PREIS IN DER KATEGORIE ALLTAG

## Charmantes Kontrastprogramm

Journalisten sollen die Welt abbilden, wie sie ist. Missstände publik zu machen, ist ihr Auftrag. Der Redakteur der Stuttgarter Nachrichten tut das, was weniger selbstverständlich ist, er rückt die andere Seite der Wirklichkeit ins Licht. Dafür holt er sich kompetente Unterstützer: er bittet die Leser, ihm wahre Geschichten von freundlichen Erlebnissen und von Begegnungen zu schildern, die ein Lächeln ins Gesicht zaubern. In mehr als 120 Folgen erzählt er diese Geschichten weiter, und er illustriert sie mit Zeichnungen aus eigener Feder. Ein charmantes Kontrastprogramm des spektakulär Erfreulichen in einer Zeit, die von bedrückenden Nachrichten dominiert wird.

STUTTGARTER  
ZEITUNG

STUTTGARTER  
NACHRICHTEN

Auch in unserer Stadt gibt es jeden Tag viele schöne Ereignisse, findet Jan Sellner, Lokalchef der Stuttgarter Nachrichten/Stuttgarter Zeitung. Er ruft die Serie „Stadt des Lächelns“ ins Leben. Sie soll die Menschen regelmäßig mit Nachrichten versorgen, die sie zum Lächeln bringen – etwa in Form von Beispielen für die alltägliche Hilfsbereitschaft, die man schnell findet, wenn man nur darauf achtet.

Die Redaktion bittet die Leserinnen und Leser, Beispiele einzusenden. Der Aufruf findet ein großes Echo. Mehr als 120 Geschichten erscheinen in täglicher Folge im Lokalteil und im Online-Angebot des Medienhauses.

Die „Stadt des Lächelns“ bildet damit ein Kontrastprogramm des unspektakulär Erfreulichen in einer von bedrückenden Nachrichten dominierten Zeit. Viele Leser sehen darin einen ermutigenden Beitrag zum Stadtleben.

Die allermeisten dieser kleinen Geschichten stammen von Leserinnen und Lesern selbst. In einer Art Schneeballverfahren setzt sich die Serie von Tag zu Tag fort. Fester Bestandteil ist

jeweils eine Zeichnung, die Sellner selbst anfertigt und in der er die Schilderungen illustriert – im Sinne des Aufrufs an die Leserinnen und Leser: „Wir stellen freundliche Menschen vor und malen uns dazu fröhliche Gesichter.“

Ursprünglich ist die Serie nur auf wenige Wochen angelegt. Der große Zuspruch veranlasst die Redaktion, sie über ein halbes Jahr fortzuführen. Nach dem Ende der Serie bekommt die Redaktion viele Zuschriften, in denen sich Leserinnen und Leser für eine Fortsetzung aussprechen. Sie wollen, dass die schönen menschlichen Geschichten weiterhin in ihrer Lokalzeitung Platz haben. Die Redaktion denkt deshalb über eine Wiederaufnahme der „Stadt des Lächelns“ nach.

## Stichworte

- ▶ Aktionen
- ▶ Alltag
- ▶ Interaktiv
- ▶ Menschen
- ▶ Unterhaltung

## Kontakt:

Jan Sellner, Ressortleiter Lokales Stuttgarter Nachrichten/Stuttgarter Zeitung, Telefon: 0711/7205-7300, E-Mail: j.sellner@stzn.de

## Leitartikel

# Stadt des Lächelns

Gesucht: Geschichten, die von Freundlichkeit handeln



VON JAN SELLNER

Gute Nachrichten für Schwaben: Ein Lächeln kostet nichts. Damit muss man also nicht geizen... Kleiner Scherz. Hoffentlich gehen jetzt nicht reihenweise die Mundwinkel nach unten. Das Gegenteil ist beabsichtigt: Wir wollen Stuttgart zum Lächeln bringen. Nicht dass die Stadt unfreundlich wäre. Ein bisschen mehr Lächeln könnte sie aber schon vertragen. Finden Sie nicht auch?

Deshalb laden wir Sie, liebe Leserinnen und Leser, herzlich ein, uns wahre Geschichten von hochgezogenen Mundwinkeln zu erzählen. Wir erzählen sie weiter und malen uns dazu jeweils fröhliche Gesichter aus – wie hier im Bild zu sehen. Sie lächeln? Wir meinen es ernst: Schreiben Sie uns, wenn Sie schon mal jemandem ein Lächeln ins Gesicht gezaubert haben. Berichten Sie uns von Situationen, in denen Ihnen ein Lächeln weitergeholfen hat. Verraten Sie uns, wo Ihnen ein entwaffnendes Lächeln begegnet ist – gerne in Stuttgart und Umgebung. Ebenso sehr freuen wir uns über Erlebnisse, die Sie mit freundlichen Menschen anderswo gemacht haben.



Es lässt sich ja nicht bestreiten, dass in manchen Gegenden der Welt mehr gelächelt wird als bei uns. Es gibt viele Länder des Lächelns – oft sind es die weniger reichen. Deutschland zählt bisher nicht dazu. Fast jeder kennt die Situation: Nach dem Urlaub kommt man am Flughafen an, ist beglückt und voller Elan – bis man in die Gesichter blickt. Mürrisch, übelläutig, leer blicken einen viele Menschen an. Oder versuchen Sie mal einen Fremden beim Spaziergang zu grüßen. Einfach so. Oft erntet man irritierte Blicke.

Woran liegt das eigentlich? Warum fällt manchen Leuten das Lächeln so schwer? Das fragte sich neulich auch Laszlo K., ein befreundeter Fotograf aus der Region. Da war dieser Herr, Anfang 40, elegant gekleidet, Typ Karrieremann. Schnellen Schritts hatte er das Fotostudio verlassen. Laszlo, der Fotograf, hatte ihn ohne die gewünschten Bewerbungsbilder nach Hause geschickt. Warum? Der Mann konnte nicht lachen! Nicht mal müde lächeln. Laszlo, der ein fröhlicher Mensch ist, hatte hinter der Kamera alles versucht: Witze gerissen, vom VfB Stuttgart gesprochen – eigentlich immer ein Grund, aus sich herauszugehen. „Cheese please!“ „Whiskey!“ Alles verpuffte. Der Mann blickte wie versteinert in die Kamera, streng biometrisch. Irgendwann brach Laszlo den Fototermin ab: „So geht's nicht!“ Er solle doch bitte zu Hause lachen üben und wiederkommen, wenn er Fortschritte gemacht habe. Seitdem hat Laszlo den Mann nicht mehr gesehen... Dazu passt wie maßgeschneidert der Ausspruch, der am Schaufenster eines Bekleidungsengeschäftes in Frankfurt am Main zu lesen ist: „Ohne Lächeln bist du niemals richtig angezogen.“

Die Lächel-Hemmung, die muskuläre Schwäche im Bereich der Mundpartie, woher kommt sie? Die US-Psychologin Paula Niedenthal hat die interessante Vermutung, dass die Migrationsgeschichte eines Landes ausschlaggebend dafür ist, wie leicht es seinen Bewohnern fällt, fremden Menschen mit einem Lächeln zu begegnen. Ein Lächeln signalisiert demnach auch, dass man bereit ist, Ressourcen zu teilen. Traditionelle Einwanderungsländer wie Kanada, die USA oder Neuseeland, so meint die Wissenschaftlerin, hätten eine „Kultur des Lächelns“ entwickelt, weil man sich dort – anders als in homogenen Gesellschaften – aufgrund der Verschiedenartigkeit der Menschen nicht automatisch versteht. In bunt zusammengewürfelten Gesellschaften ist das Spiel der Gesichtszüge demzufolge ein wichtiges Mittel, um Gefühle unmissverständlich ausdrücken zu können. Dazu gehört es, Unbekannten ein Lächeln zu schenken.

Beste Voraussetzungen also für ein lächelndes Stuttgart. Die Stadt ist international wie nie. Menschen aus 180 Nationen treffen hier aufeinander. Wäre doch gelacht, wenn man sich im Grundsatz nicht freundlich begegnete. Einen Versuch ist es in jedem Fall wert. Also: Bitte lächeln! Und vergessen Sie nicht, uns davon zu erzählen.

j.sellner@stn.zgs.de

## Neues aus der Stadt des Lächelns

Heute: ein Sieg der Liebe

VON JAN SELLNER

**STUTT GART.** Die Stadt lächelt. Die ganze Stadt? Noch nicht. Doch es gibt viele positive Beispiele. In unserer kleinen Serie stellen wir freundliche Menschen vor und malen uns fröhliche Gesichter aus.

Die schönsten Fußball-Geschichten spielen sich jenseits des Spielfelds ab. Beispielsweise beim Bistro Einstein am Wilhelmsplatz, dem charmanten Treff der Stuttgarter Franzosen. Sangesfreudig begleitete das Publikum dort am Donnerstagabend das EM-Halbfinalspiel Frankreich gegen Deutschland. Direkt daneben im türkisch-schwäbischen Lokal Murrhardter Hof sitzen deutsche Fußballfans. Die Franzosen gucken französisches Fernsehen, die Deutschen beim Türken ZDF.



Deutsch-französische Liebschaft am Wilhelmsplatz  
Zeichnung: jan

Klare Rollenverteilung – nur nicht bei dem jungen Liebespärchen, das zwischen den Lokalen händchenhaltend an einem Bistrotisch sitzt. Sie Französin, er Deutscher. Als das eins zu null für Frankreich fällt, springt sie begeistert auf und wippt zum Takt der feiernden Landsleute im Bistro Einstein, er senkt den Kopf. Sie nimmt ihn in den Arm, küsst ihn, legt ihm liebevoll ihre Plastikblumenkette in den Farben Frankreichs um den Hals, wo seine schwarz-rot-goldene traurig baumelt. Der junge Mann leidet. Erst recht beim null zu zwei. Regungslos schaut er auf den Bildschirm. Sie jubelt – und tröstet ihn im nächsten Moment. So geht das bis zum Spielende. Aus. Vorbei. Im Einstein bricht das Publikum aus: „Allez les Bleus!“ Neben an Tristesse. Die junge Französin tanzt, ihr Freund im Deutschlandtrikot wendet seinen Blick vom Bildschirm weg zu ihr. Sie flüstert ihm etwas ins Ohr. Er lächelt. Sie lächelt. Gewonnen hat die Liebe.

Haben Sie sich auch schon gefreut, weil Ihnen freundliche Menschen begegnet sind? Schreiben Sie uns – per Mail: [lokales@stzn.de](mailto:lokales@stzn.de) oder per Post: Stuttgarter Nachrichten, Postfach 104452, 70039 Stuttgart, Stichwort: Lächeln.

## Neues aus der Stadt des Lächelns

Heute: Der Rosenkavalier im Blumenladen

VON JAN SELLNER

**STUTT GART.** Die Stadt lächelt. Die ganze Stadt? Noch nicht. Doch es gibt viele positive Beispiele. In unserer kleinen Serie stellen wir freundliche Menschen vor und malen uns dazu fröhliche Gesichter aus.

Margit Härtweck aus Stuttgart hat uns eine schöne Geschichte geschickt. „Vergangenen Samstag habe ich mir wie immer ein paar Blümle in der Schwabengalerie in Vaihingen besorgt. Neben mir an der Kasse stand ein junger, sehr gepflegter Mann aus einem fremden Land, der einen Riesenstrauß roter Rosen bezahlte. Meine



Rose gefällig! Zeichnung: jan

Bemerkung ‚ist der schön, der würde mir auch gefallen‘, quitierte er mit einem Lächeln. Dann reichte er mir eine rote Rose. Meine Freude, mein Lächeln und mein Dankeschön erwiderte er wiederum mit einem Lächeln. Anmerkung: Ich bin eine Frau von 83 Jahren.“

Haben Sie sich auch schon gefreut, weil Mitbürger freundlich zu Ihnen waren? Berichten Sie uns, wo Ihnen ein Lächeln begegnet ist. Wir erzählen Ihre Geschichte. Schicken Sie Ihre Beiträge per Mail an: [lokales@stzn.de](mailto:lokales@stzn.de) oder per Post an: Stuttgarter Nachrichten, Postfach 104452, 70039 Stuttgart, Stichwort: Lächeln

## Neues aus der Stadt des Lächelns

Heute: Der Busfahrer von der Linie 120/122

VON JAN SELLNER

**STUTT GART.** Die Stadt lächelt. Die ganze Stadt? Noch nicht. Doch es gibt viele positive Beispiele. In unserer kleinen Serie stellen wir freundliche Menschen vor und malen uns dazu fröhliche Gesichter aus.

Lali Dadvani fährt täglich mit dem Bus zur Arbeit. Linie 120 oder 122. Sie verkehrt zwischen Ostfildern und Esslingen. Eine ganz gewöhnliche Strecke, ein ganz gewöhnlicher Bus – aber ein ungewöhnlicher Busfahrer. Der schmalgesichtige Mann jenseits der 40, dem Äußeren nach Südländer, befördert seine Fahrgäste nicht einfach nur von A nach B, er verbreitet auch gute Laune. „Seine fröhliche Art ist ansteckend“, erzählt Lali Dadvani. „Das beginnt bei der Begrüßung – einem lauten, herzlichen ‚Hallo!‘ Wer das nicht kennt, zuckt anfangs zusammen“, sagt die 32-Jährige. „Denn viele Leute sind eine persönliche Ansprache nicht gewohnt.“



Ein Busfahrer, der einen zum Lächeln bringt  
Zeichnung: jan

Tatsächlich gelten Busfahrer häufig als mürrisch und abweisend. Nicht die Busfahrer auf der Buslinie 120/122 – und schon gar nicht der Busfahrer mit dem breiten Lächeln. So freundlich, wie er seine Fahrgäste begrüßt, so freundlich verabschiedet er sie auch: „Tschüss und einen schönen Tag noch!“ Als Lali Dadvani mit einem heiteren „Danke, gleichfalls!“ antwortete, um dann wie üblich den Ausstieg in der Mitte zu nehmen, wandte sich der Busfahrer zu ihr um und sagte mit einem Grinsen: „Sie dürfen gerne vorne aussteigen.“

Haben Sie sich auch schon gefreut, weil Mitbürger freundlich zu Ihnen waren? Berichten Sie uns, wo Ihnen im Alltag ein Lächeln begegnet ist. Wir erzählen Ihre Geschichte weiter. Schicken Sie Ihre Beiträge bitte per Mail an: [lokales@stzn.de](mailto:lokales@stzn.de) oder

## Neues aus der Stadt des Lächelns

Heute: der aufmerksame Postmann

VON JAN SELLNER

**STUTT GART.** Die Stadt lächelt. Die ganze Stadt? Noch nicht. Doch es gibt viele positive Beispiele. In unserer kleinen Serie stellen wir freundliche Menschen vor und malen uns dazu fröhliche Gesichter aus.

Hans-Peter Mangold aus Stuttgart schreibt: „Ich habe eine kleine wahre Geschichte für die Rubrik ‚Stadt des Lächelns‘. Am Freitagabend wollte ich noch kurz vor der letzten Leerung einen wichtigen Brief in den Postkasten am Zuffenhäuser Rathaus einwerfen. Kaum war das Kuvert im Kasten, da bemerkte ich, dass der Postmann die Leerung schon vorgenommen hatte und gerade im Begriff war, samt Postsack abzufahren.“



Ab geht die Post. Zeichnung: jan

Nicht ahnend, dass der Postmann mein Missgeschick beobachtet hatte, wollte ich mich schon resigniert auf den Heimweg machen. Da ging plötzlich neben mir die Scheibe des Postautos herunter, und der dunkelhäutige Postler am Lenkrad sagte mit einem breiten Lächeln, das mich an den früheren Nationalspieler Gerald Asamoah erinnerte: „Kein Problem, Ihr Brief geht noch mit!“ Sprach's, stieg aus, ging zum Briefkasten und machte für mich eine Extra-Leerung. Anschließend winkte er strahlend mit meinem Brief und war so schnell verschwunden, dass ich mich nicht mal bedanken konnte.

Ich möchte das auf diesem Weg nachholen – höchst offiziell mit einem Lächeln Und das nicht nur an die Adresse meines freundlichen, dunkelhäutigen Postmannes, sondern auch an die seiner fleißigen Kollegen im Postservice, die bestimmt das Gleiche für mich getan hätten.“

Haben Sie sich auch schon gefreut, weil Ihnen freundliche Menschen begegnet sind? Schreiben Sie uns – per Mail: [lokales@stzn.de](mailto:lokales@stzn.de) oder per Post: Stuttgarter Nachrichten, Postfach 104452, 70039 Stuttgart, Stichwort: Lächeln.

# Wie Gerüchte im Netz eine Massenpanik auslösen

Wie konnte aus der Gewalttat eines Einzelnen in München am Abend des 22. Juli 2016 ein Terroranschlag mit 67 Zielen werden? Welche Dynamik versetzt eine Millionenstadt in wenigen Stunden in einen völligen Ausnahmezustand? In langwieriger Kleinarbeit geht die Redaktion dieser Frage nach und rekonstruiert, wie aus Gerüchten Panik entsteht.

## Die Jury

PREIS IN DER KATEGORIE  
SOZIALE MEDIEN

## Lehrstück über digitale Gerüchte

Eine Millionenstadt gerät in kürzester Zeit in einen Ausnahmezustand, weil digitale Gerüchte die Gewalttat eines Einzeltäters als Terroranschlag mit 67 Zielen erscheinen lassen. So geschehen am 22. Juli 2016 in München. Die Redaktion untersucht den Einfluss von Polizei, Medien und Usern. In langwieriger Kleinarbeit rekonstruiert sie den Abend und vergleicht die Meldungen in den Netzwerken mit den Geschehnissen. Das Protokoll macht die verheerende Wucht der digitalen Gerüchteküche bewusst und zeigt, wie fragil der Punkt ist, ab dem sie womöglich nicht mehr zu beherrschen wäre. Ein Lehrstück über die Mechanismen sozialer Medien und den hohen Wert professioneller journalistischer Arbeit.

Süddeutsche Zeitung

## Stichworte

- Gewalt
- Hintergrund
- Kriminalität
- Recherche/Investigation
- Wächteramt

Am 22. Juli 2016 erschießt ein 18-Jähriger am Münchner Olympiazentrum neun Menschen, verletzt 16 weitere und erschießt sich später selbst. Soweit die schlimmen Tatsachen. Schnell verbreitet sich die Nachricht von der schrecklichen Tat in den sozialen Netzwerken. Darunter sind zahlreiche falsche Gerüchte von einem Terroranschlag oder gar mehreren. Die Fehlinformationen verbreiten sich mit rasender Geschwindigkeit im Netz, lösen Angst und Panik aus. Die ganze Stadt gerät in einen Ausnahmezustand.

Die Redaktion versucht, die Gerüchte zu den Quellen zurückzuverfolgen. Dies gelingt nur teilweise. Facebook rückt die Daten nicht heraus, und auch an Handy-Chats, über die sich die Falschmeldungen in Sekundenschnelle verbreitet haben, kommt das Rechercheteam nicht in repräsentativem Maße heran. Anders bei Twitter: Alles, was hier gepostet wurde, war öffentlich. Die Redaktion wertet anhand von Stichworten und Gerüchten des Abends alle Tweets in dem Panikzeitraum systematisch aus. In akribischer Puzzlearbeit gleicht sie die Daten mit den Ereignissen ab.

Ein interdisziplinäres Team mit Redakteuren, Rechercheuren, Datenjournalisten aus Print und Multimedia arbeitet dafür zusammen. Die Redaktion kontaktiert Menschen, die als Erste Falschmeldungen verbreitet haben, um herauszufinden, was sie angetrieben hat, falsche Informationen zu streuen. Gleichzeitig überprüft sie, welchen Einfluss Reporter und die Polizei auf die Gerüchte hatten, in deren Folge sich mehrere Menschen schwer verletzt haben. Redakteure besuchen die Orte, an denen die Panik ausgebrochen ist, und rekonstruieren den Abend anhand der Gespräche und der Tweet-Auswertung.

Mehr als zwei Monate nach der Gewalttat erscheint „Schrille Post“ als große Reportage in Text, Grafik und Bild in der SZ-Printausgabe und als multimediale Reportage auf sz.de/panik, dort ergänzt mit Bild- und Tonmaterial.

Süddeutsche Zeitung

BUCH ZWEI

Samstag, 1. Oktober 2016

Chronik

München Seite 13, Bayern Seite 13



Mit erhobenen Händen verlassen die Überlebenden am 22. Juli in München das Olympia-Einkaufszentrum. Sind der oder die Täter unter ihnen?

**18.35 Uhr** Eduard Höcherl rast mit seinem Roller durch den Olympiapark. Wenige Minuten zuvor hat das Klinikum Schwabing bei Chefarzt Höcherl angerufen: Es gab Schüsse am Olympia-Einkaufszentrum (OEZ). Die Rettungsleitstelle rechnet mit bis zu 50 Schwerverletzten. Sie alarmiert Kliniken in ganz München, ruft einen „MANV“ aus: Massenansturm von Verletzten. Hunderte Ärzte und Pfleger werden einbestellt. Ausnahmezustand. Höcherl gibt Gas.

Keine zwei Kilometer nordwestlich versteckt sich David S. in einer Wohnanlage in der Henckysstraße. Er hat seit etwa einer halben Stunde nicht mehr geschossen. Anwohner sehen ihn im Treppenhause, er rückt seine Waffe nicht. Sie wissen nicht, dass der 18-jährige Schüler am OEZ zuvor neun Menschen getötet hat. Der Amoklauf ist vorbei, doch die Panik, die in dieser Nacht die Millionenstadt München lahmlegen wird – sie beginnt gerade erst.

**18.49 Uhr** In der Einsatzzentrale des Polizeipräsidiums geht ein Notruf ein: Am Stachus, dem Karlsplatz im Herzen Münchens, seien Schüsse gefallen. Wenig später treffen erste Polizisten dort ein. 2.900 Beamte sind in dieser Nacht in der Stadt unterwegs, darunter auch bewaffnete Zivilbeamte. Augenzeugen halten sie für Täter. Dieses Missverständnis trägt dazu bei, dass die Polizei am Ende bilanziert: 67 Einsätze an 67 Orten – 66 Mal falscher Alarm.

Wie können aus einem Taktort 67 werden? Warum bricht Panik aus, als der Amoklauf des David S. schon lange vorbei ist? Warum verfallen die Bewohner dieser sonst so gemühtlichen Stadt in eine kollektive Hysterie?

Bei der Rekonstruktion der Aufregung dieser Nacht wird der Nachrichtendienst Twitter eine wichtige Rolle spielen. Über Twitter können in Echtzeit Kurznachrichten oder Fotos abgesetzt und über die Mitglieder in einer Art Schneeballsystem weiterverbreitet werden. Die Nachrichten heißen „Tweets“, wer eine gelöste Nachricht weiterverbreiten will, „retweetet“ sie. Twitter hat weltweit 320 Millionen Nutzer, in Deutschland sind es etwa zwölf Millionen.

Die SZ hat Dutzende von ihnen sowie Augenzeugen befragt, einigen sind ihre damaligen Aussagen heute unangenehm, sie wollten nur anonym sprechen.

**18.56 Uhr** Ein junger Mann, der sich @JackieFackDaniels nennt, überträgt auf der Internet-Plattform Periscope Livebilder vom Polizeieinsatz am OEZ. Er spricht mit ruhiger Stimme: „Angeblich gab es einen Schützen“, da zwei Polizisten mit Maschinengewehren; „es kommt eine Frau, die hat geweint“, „kranker Scheiß“. Bald sind mehr als 100.000 Menschen live dabei.

**19.00 Uhr** Die Tochter von Marcus da Gloria Martins rennt in die Küche. „Papa, Papa, in München wird geschossen. Das hab' ich gerade im Radio gehört.“ Da Gloria Martins läßt sein Handy auf, der Akku ist leer. Kaum eingeschaltet, ploppen Nachrichten auf dem Display auf. Da Gloria Martins fährt sofort ins Polizeipräsidium.

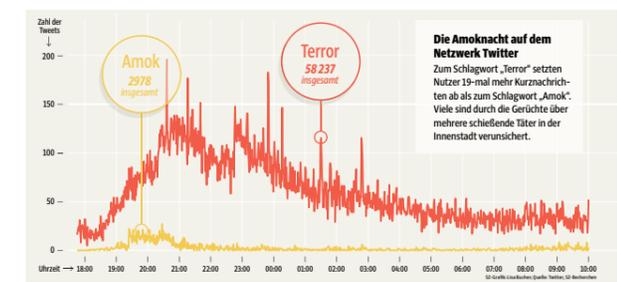
Marcus da Gloria Martins ist Pressesprecher der Münchner Polizei. Die Antiterrorereinheit GSG 9 wird an diesem Abend in die Stadt kommen, aber er wird der wichtigste Polizist sein, weil er sich mit dem mächtigsten Gegner auseinandersetzen muss: der Angst. Mit falschen Gerüchten, die echte Panik auslösen. Und mit der Geschwindigkeit, mit der sich die Fehlinformationen verbreiten. Von Mund zu Mund. Von Smartphone zu Smartphone. Von WhatsApp zu Facebook zu Twitter zu TV-Sendern und zurück.

Bei der Polizei München laufen im Schnitt mehr als 700 Anrufe pro Stunde ein, viermal so viel wie an

## Schrille Post

Wie beim Flüsterspiel für Kinder verbreiten sich am Abend des 22. Juli in München die Gerüchte. Nur steht am Ende kein lustiges Wort – sondern Panik. Wie konnte aus dem Amoklauf ein Terroranschlag mit 67 Zielen werden? Die SZ analysiert die Kommunikation einer aufgeregten Nacht

VON THIERRY BACKES, WOLFGANG JASCHENSKY, KATRIN LANGHANS, HANNES MUNZINGER, BENEDICT WITZENBERGER UND VANESSA WORMER



einem normalen Tag. Dazu Tausende Nachrichten bei den Netzwerken Facebook und Twitter. Die Erinnerungen an den Löw-Anschlag in Nizza und an dem Axtangreifer von Ochsenfurt sind noch frisch. Täter, die töten wollen. Täter, die Terror verbreiten. Täter, die sich überall in der Stadt aufhalten könnten. Allein um 19 Uhr, als noch nichts klar ist, mutmaßen 40 Twitter-Nutzer, dass es sich um einen terroristischen Akt handelt. Drei weitere fragen: Terror oder Amok? Bald zeigt sich: Der Terror wird zumindest für ein paar Stunden gewinnen.

**19.02 Uhr** @itsflyingbird ist am Stachus, er diskutiert mit einer Freundin auf Twitter. Die Freundin schimpft über Leute wie @JackieFackDaniels, die den Polizeieinsatz per Smartphone live ins Netz übertragen. „Geh nach Hause“, @itsflyingbird antwortet. „Manche haben es halt nötig, aber so erfährt man wenigstens bevor es die im Fernsehen bringen.“ Aber was erfährt man da eigentlich? Die Freundin schreibt: „Fakten wird man so nicht bekommen. Nur noch mehr Unruhe.“ @itsflyingbird stimmt ihr zu. Dann schreibt er diese Nachricht:



Es ist der erste Tweet, der Schüsse am Stachus erwähnt. @itsflyingbird beschreibt sich selbst als „Social Media Guy“. Auf Soffies trägt er die Haare lässig zur Seite gekämmt. Er zeigt sich beim Sprung in den Pool oder mit schwarzer Kapuze auf dem Kopf. Heute, zwei Monate später, möchte er nicht darüber reden, wo und wie er die Schüsse gehört haben will. „Das Ganze nennt man Social Media, und Wahrheiten sind da nicht unbedingt auf dem Tagesplan“, sagt er. Nur so viel: Man solle seinen Tweets nicht glauben. Die Wahrheit werde man ohnehin nicht erfahren. Dann beendet er das Gespräch. Und löscht seinen Tweet von damals.

ist @itsflyingbird der „Patient Null“ im Netz für das Gerücht, am Stachus werde geschossen? Er ist auf Twitter nicht besonders einflussreich, hat nur 116 Follower, niemand teilt seinen Tweet. Aber jeder, der auf Twitter in der Amoknacht nach dem Stachus sucht, kann seine Nachricht finden und auf anderen Wegen verbreiten. Bis zum nächsten Morgen wird der Stachus in 1600 Tweets erwähnt werden.

**19.04 Uhr** Der Journalist Marc Müller wird als Augenzeuge vom Nachrichtensender n-tv interviewt. Er sitzt am OEZ in einem Hochhaus fest. Kurz vor der Live-Telefonatmosphäre wird Müller noch einen Blick auf sein Handy: In einer WhatsApp-Gruppe schreibt ein Informant, es gebe Schüsse am Stachus. Müller sagt live auf Sendung: „Was ich aktuell noch beschreiben kann, ist, dass scheinbar lauter Informationen jetzt auch am Stachus Schüsse gefallen sein sollen, das ist aber noch nicht verifiziert.“ Sofort wird seine Aussage in den sozialen Netzwerken verbreitet. Müller sagt rückblickend: „Ich musste abwägen: Schütze ich damit Menschen, weil sie vom Stachus fernbleiben oder löse ich eine Massenpanik aus? Hier hätte ich die Informationen nicht weitergetragen, hätte es später ein anderer Journalist getan.“ Müller sagt, seine Quelle habe in der Nähe eines Rettungswagens gestanden und den Punkt abgehört.

► Fortsetzung nächste Seite

DIZdigital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München  
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de

A6871359  
svra061

Süddeutsche Zeitung

Chronik

BUCH



Sind die Täter in der Fußgängerzone?



Oder am Stachus?



Waren das Schüsse? Nach aufessen oder sofort alles stehen und liegen lassen?



Ist der Marienplatz auch ein Tatort?

Fortsetzung von Seite 13

10.04 Uhr Das Münchner Boulevardblatt tz will über Polizeifunk von Schüssen am Stachus erfahren...

schreibt: „Die Polizei bestätigt Augenzeugenberichten, wonach es zu Schüssen aus in der Münchner Fußgängerzone gekommen ist“ und dementiert das Gerücht erst eineinhalb Stunden später.

Was in München in diesen Stunden passiert, kann Elodie Riedt von der University of Washington einordnen. Sie erforscht seit drei Jahren, wie Gerüchte in sozialen Netzwerken wirken.

Reporte, die hartnäckig den aktuellen Stand erfragen, sind schneller als die Polizei. Da Gloria Martins sagt, man habe aufgrund der Vielzahl an Gerüchten um Tatorte und wegen des personellen Engpasses nicht jedes Gerücht im Netz dementiert.

10.44 Uhr Die Verwirrung über die Zahl der Täter ist groß. Die Polizei spricht von ihnen zunächst im Plural. Karsten Riechers, ein Redakteur der Bild München, ist der Erste, der auf Twitter von „mindestens drei Tätern“ auf der Flucht berichtet.

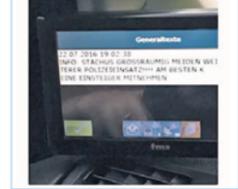


10.05 Uhr Gudrun Riedl steigt am Hauptbahnhof in ein Taxi. Die Journalistin des Bayerischen Rundfunks hat über Twitter vom Geschehen erfahren...

10.30 Uhr Chefarzt Höcherl verfolgt den Verlauf der Ereignisse im Klinikum Schwabing auf einem großen Bildschirm, der gleich über der Glasür hängt.

10.41 Uhr In den ersten beiden Stunden nach dem Amoklauf kommuniziert die Polizei auf Twitter und Facebook sehr zurückhaltend. Obwohl ein Großaufgebot an Beamten seit mehr als einer halben Stunde am Stachus die Lage prüft, dementiert die Polizei das Stachus-Gerücht noch nicht.

10.42 Uhr Die Polizei verbreitet auf Twitter die Nachricht, dass man nicht wisse, wo sich die Täter befinden. Es ist einer der populärsten Tweets dieses Abends, er wird fast 7000 Mal weiterverbreitet.



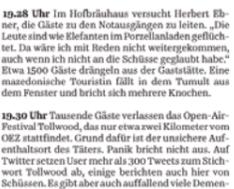
Der Tweet wird insgesamt mehr als eine Million Mal aufgerufen. Mit dieser Wirkung hat Riedl nicht gerechnet.

10.35 Uhr Marta Völkers steigt am Isarort aus der S-Bahn. „Schüsse, Schüsse“, schreit ein Mann. Sie bricht das Telefonat mit ihrem Freund ab.

10.47 Uhr Die Polizei verbreitet auf Twitter die Nachricht, dass man nicht wisse, wo sich die Täter befinden. Es ist einer der populärsten Tweets dieses Abends, er wird fast 7000 Mal weiterverbreitet.

10.47 Uhr Die Polizei verbreitet auf Twitter die Nachricht, dass man nicht wisse, wo sich die Täter befinden. Es ist einer der populärsten Tweets dieses Abends, er wird fast 7000 Mal weiterverbreitet.

10.15 Uhr Herbert Ebner sitzt bei seinen Stammgästen im Münchner Hofbräuhaus. Einige haben ihre Smartphones gerückt und lesen sich die neuesten Opferschichten vor.



10.28 Uhr Im Hofbräuhaus versucht Herbert Ebner, die Gäste zu den Notausgängen zu leiten. „Die Leute sind wie Elefanten im Porzellanladen geflickt.“

Nur wenige Minuten, nachdem die Polizei ihren ersten Tweet über die unklare Lage abgesetzt hat, dementiert der Bayerische Rundfunk über den Twitterkanal @BR24 das Stachus-Schießerei-Gerücht mit Quellenverweis auf die Polizei.

10.47 Uhr Die Polizei verbreitet auf Twitter die Nachricht, dass man nicht wisse, wo sich die Täter befinden. Es ist einer der populärsten Tweets dieses Abends, er wird fast 7000 Mal weiterverbreitet.

Ein Mann schreit „Shooting, Shooting“ und rennt Richtung Biergarten. Die Stimmung kippt. Gäste stolpern vom Haupteingang zu den hinteren Notausgängen, einige rennen in Panik in die oberen Stockwerke.



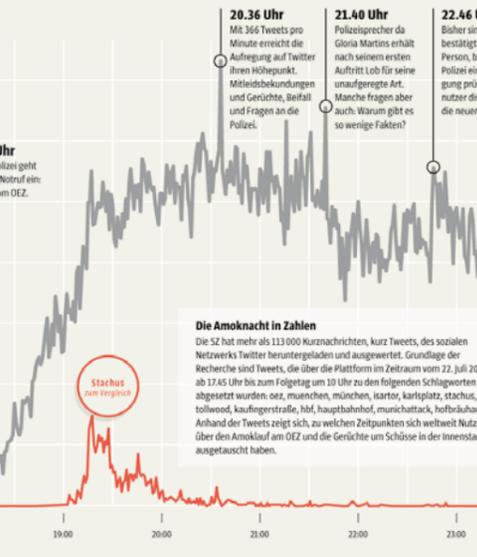
Die Ungewissheit über den Aufenthaltsort der Täter erzeugt Angst. Und in der Angst kann sich ein Streifenkessel wie ein Schuss anhören und ein Regenmesser wie ein Gewehr aussehen.

10.47 Uhr Die Polizei verbreitet auf Twitter die Nachricht, dass man nicht wisse, wo sich die Täter befinden. Es ist einer der populärsten Tweets dieses Abends, er wird fast 7000 Mal weiterverbreitet.

10.47 Uhr Die Polizei verbreitet auf Twitter die Nachricht, dass man nicht wisse, wo sich die Täter befinden. Es ist einer der populärsten Tweets dieses Abends, er wird fast 7000 Mal weiterverbreitet.

10.10 Uhr Auf Twitter taucht ein erstes Dementi des Stachus-Gerüchts auf, zunächst mit dem TV-Sender RTL als Quelle. Es folgen mehrere Tweets von Reportern, die sich auf die Polizei oder ihre Kollegen am Ort beziehen.

Schmidt sagt, die Nachricht habe ihn von zwei unterschiedlichen Personen aus Polizeikreisen erreicht. „Eine meiner Quellen hatte die Motivation, die Leute zu warnen, sie ist davon ausgegangen, dass die Gefahrenlage sehr akut ist.“



ZWEI

Samstag, 1. Oktober 2016

Deutschland Seite 14-15



Verstecken sich die Täter hier?



Wie lange soll man auf Entwarnung warten?



Darf man überhaupt noch auf die Straße?



Frage an Marcus da Gloria Martins, Pressesprecher der Münchner Polizei: Ist die Gefahr gebannt?

Internet-Telefonat Skype mit einem Freund, der in München lebt. @Coertes verbreitet eine Information, von der er heute sagt, er hätte die vielleicht besser überprüfen sollen.



All das, was auf Kanälen wie Twitter und Facebook läuft, ist nur ein winziger Teil der Kommunikation, die am Abend Angst und Panik verbreitet.

10.15 Uhr Immer noch gehen zahlreiche Notrufe bei der Polizei ein. Oft geht es nur um „Schüsse“. Nur selten berichten Augenzeugen über konkrete Täter, die sie tatsächlich gesehen haben.



10.15 Uhr Immer noch gehen zahlreiche Notrufe bei der Polizei ein. Oft geht es nur um „Schüsse“. Nur selten berichten Augenzeugen über konkrete Täter, die sie tatsächlich gesehen haben.

10.45 Uhr Herbert Ebner schickt seine Ärzte und Krankenschwestern nach Hause. Dann fährt er mit einem privaten Gefährt auf seinem Roller über die Scheerstraße heim.

10.45 Uhr Herbert Ebner schickt seine Ärzte und Krankenschwestern nach Hause. Dann fährt er mit einem privaten Gefährt auf seinem Roller über die Scheerstraße heim.

Als der Polizeipräsident in der Nacht vor die Presse tritt, ist der Täter seit fast sechs Stunden tot

10.45 Uhr Herbert Ebner schickt seine Ärzte und Krankenschwestern nach Hause. Dann fährt er mit einem privaten Gefährt auf seinem Roller über die Scheerstraße heim.

10.45 Uhr Herbert Ebner schickt seine Ärzte und Krankenschwestern nach Hause. Dann fährt er mit einem privaten Gefährt auf seinem Roller über die Scheerstraße heim.

10.30 Uhr Vorsichtige Entwarnung - der Polizei-Tweet verbreitet sich in deutschsprachigen Tweets.

10.45 Uhr Herbert Ebner schickt seine Ärzte und Krankenschwestern nach Hause. Dann fährt er mit einem privaten Gefährt auf seinem Roller über die Scheerstraße heim.

10.45 Uhr Herbert Ebner schickt seine Ärzte und Krankenschwestern nach Hause. Dann fährt er mit einem privaten Gefährt auf seinem Roller über die Scheerstraße heim.

02.22 Uhr Polizeipräsident André informiert die Presse über den Amoklauf und gibt endlich Entwarnung. Es gab nur einen Täter, und der ist tot.

10.45 Uhr Herbert Ebner schickt seine Ärzte und Krankenschwestern nach Hause. Dann fährt er mit einem privaten Gefährt auf seinem Roller über die Scheerstraße heim.

10.45 Uhr Herbert Ebner schickt seine Ärzte und Krankenschwestern nach Hause. Dann fährt er mit einem privaten Gefährt auf seinem Roller über die Scheerstraße heim.

19.17 Uhr Das Gerücht um eine Schießerei am Stachus verbreitet sich schnell. Nutzer twittern 58 Nachrichten pro Minute, die das Wort „Stachus“ enthalten.

10.45 Uhr Herbert Ebner schickt seine Ärzte und Krankenschwestern nach Hause. Dann fährt er mit einem privaten Gefährt auf seinem Roller über die Scheerstraße heim.

10.45 Uhr Herbert Ebner schickt seine Ärzte und Krankenschwestern nach Hause. Dann fährt er mit einem privaten Gefährt auf seinem Roller über die Scheerstraße heim.

19.44 Uhr @BR24 dementiert das Gerücht unter Berufung auf die Polizei und sammelt 677 Retweets. Das Gerücht erbt ab.

10.45 Uhr Herbert Ebner schickt seine Ärzte und Krankenschwestern nach Hause. Dann fährt er mit einem privaten Gefährt auf seinem Roller über die Scheerstraße heim.

10.45 Uhr Herbert Ebner schickt seine Ärzte und Krankenschwestern nach Hause. Dann fährt er mit einem privaten Gefährt auf seinem Roller über die Scheerstraße heim.

19.47 Uhr Sky News meldet: Schüsse am Marienplatz.

10.45 Uhr Herbert Ebner schickt seine Ärzte und Krankenschwestern nach Hause. Dann fährt er mit einem privaten Gefährt auf seinem Roller über die Scheerstraße heim.

10.45 Uhr Herbert Ebner schickt seine Ärzte und Krankenschwestern nach Hause. Dann fährt er mit einem privaten Gefährt auf seinem Roller über die Scheerstraße heim.

19.48 Uhr n-tv berichtet von Schüssen am Isarort.

10.45 Uhr Herbert Ebner schickt seine Ärzte und Krankenschwestern nach Hause. Dann fährt er mit einem privaten Gefährt auf seinem Roller über die Scheerstraße heim.

10.45 Uhr Herbert Ebner schickt seine Ärzte und Krankenschwestern nach Hause. Dann fährt er mit einem privaten Gefährt auf seinem Roller über die Scheerstraße heim.

19.18 Uhr Gerücht über Schüsse auf dem Tollwood-Festival - unter anderem gestreut durch Festivalbesucher.

10.45 Uhr Herbert Ebner schickt seine Ärzte und Krankenschwestern nach Hause. Dann fährt er mit einem privaten Gefährt auf seinem Roller über die Scheerstraße heim.

10.45 Uhr Herbert Ebner schickt seine Ärzte und Krankenschwestern nach Hause. Dann fährt er mit einem privaten Gefährt auf seinem Roller über die Scheerstraße heim.

19.17 Uhr Das Gerücht um eine Schießerei am Stachus verbreitet sich schnell. Nutzer twittern 58 Nachrichten pro Minute, die das Wort „Stachus“ enthalten.

10.45 Uhr Herbert Ebner schickt seine Ärzte und Krankenschwestern nach Hause. Dann fährt er mit einem privaten Gefährt auf seinem Roller über die Scheerstraße heim.

10.45 Uhr Herbert Ebner schickt seine Ärzte und Krankenschwestern nach Hause. Dann fährt er mit einem privaten Gefährt auf seinem Roller über die Scheerstraße heim.

# Tausende Menschen im Gesang verbunden

**Nichts verbindet so sehr wie das gemeinsame Singen. Und Zusammenhalt kann Hamburg-Harburg gebrauchen. Die Redaktion lässt eine Hymne komponieren, die ihrem oft kritisch gesehenen Stadtteil zu neuem Selbstvertrauen verhelfen soll. Das Projekt gelingt: 20.000 Harburger singen mit.**

## Die Jury

PREIS IN DER KATEGORIE  
KULTUR

## Musikalische Ermutigung

Auf den ersten Blick eine Leseraktion, die einfach Spaß machen soll – bei näherem Hinsehen ein hochpolitisches Projekt. Die Redaktion der Harburger Nachrichten bringt Menschen aus vielen Nationen, Bürger aus 17 Stadtteilen, zusammen, gewinnt Musiker, Sponsoren und weitere Unterstützer. Am Ende lässt sie 20.000 Menschen die eigens für das Projekt komponierte Stadtteil-Hymne „Ich bin Harburg“ singen. Die Redaktion zeigt, wie bunt und stark der oft kritisch gesehene Stadtteil tatsächlich ist. Das Projekt stiftet Identifikation, es gibt den Harburgern neues Selbstvertrauen und beweist eindrucksvoll, was Bürger – ermutigt von ihrer Lokalzeitung – in Bewegung setzen können.

## Kontakt:

Frank Ilse, Redaktionsleiter, Telefon: 040/76 62 25-0, E-Mail: harburg@abendblatt.de

Hamburger Abendblatt

In Harburg leben Menschen aus vielen Nationen, es ist ein Bezirk voller Zwiespalt – und für die Redaktion gerade deshalb so liebenswert. Wie ließe sich dieses Gefühl besser ausdrücken als mit Musik?, dachte Hanna Kastendieck, Redakteurin in der Harburg Stadt- & Land-Redaktion des Hamburger Abendblatts. Sie initiiert das Projekt „Ein Song für Harburg“. Das Ziel: Ein Chor aus möglichst vielen Harburgern soll gemeinsam ein Lied singen.

Innerhalb von vier Monaten lässt die Redaktion ihre Vision Wirklichkeit werden. Ein namhafter Komponist, der die Menschen und ihre Befindlichkeiten vor Ort kennt, schreibt eine Stadtteilhymne. Das Citymanagement wird als Vermarkter gewonnen, dazu Sponsoren und 15 Chöre aus der Region, die den Song professionell einstudieren. Per Download holen sich Tausende Leser Text und Noten nach Hause, sodass bei der Premiere im September schließlich rund 20.000 Harburger vor dem Rathaus in den Song einstimmen.

Von der Idee bis zur Uraufführung begleitet die Redaktion das Projekt auf allen Kanälen mit Reportagen, Porträts, Videos und auf CD. Dabei wirbt sie nicht nur für das Vorhaben, sondern gibt auch einen Überblick über die Vielfalt der Harburger Musik- und Chorszene.

Das Feedback der Harburger ist überwältigend. Sie singen das Lied nicht nur beim Stadtfest, sie wollen es weiter singen, bei Festen, in Betrieben, Schulen, Kitas und zu Hause. Durch den Song und die Berichterstattung ist es gelungen, den Stadtteil nachhaltig zu stärken.

## Stichworte

- ▶ Aktionen
- ▶ Forum
- ▶ Heimat
- ▶ Integration
- ▶ Interaktiv
- ▶ Kultur
- ▶ Marketing
- ▶ Multimedia
- ▶ Unterhaltung

# Ein Wimmelbild für Harburgs Song

Die **Comic-Zeichnerin Doris Dörr** hat mit dem Cover der CD „Ich bin Harburg“ ein Kunstwerk geschaffen

HANNA KASTENDIECK

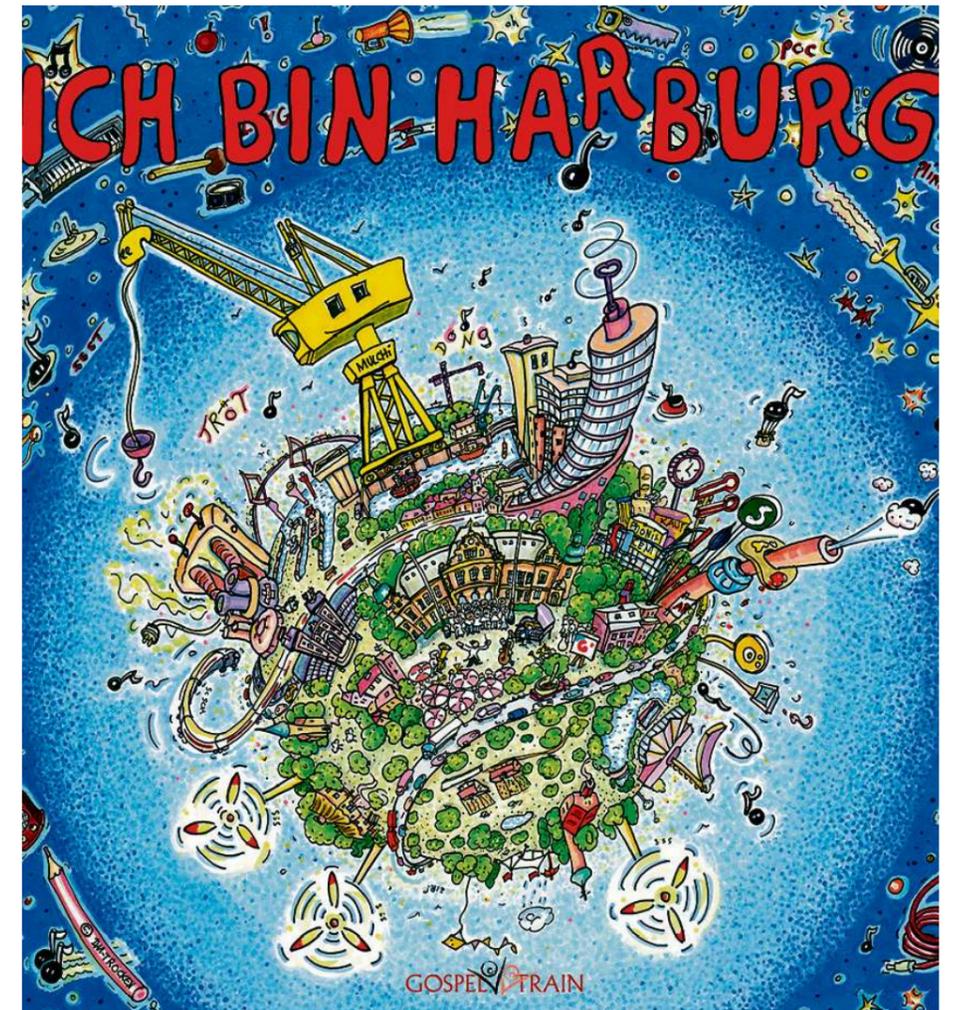
**HARBURG ::** Hätte sie als kleines Mädchen auf die Erwachsenen gehört, wäre sie brav gewesen und konform, ohne eigenen Kopf, Doris Dörr wäre ganz sicher nicht so bunt, vielseitig und erfolgreich als Comic-Zeichnerin und Illustratorin geworden wie sie es heute ist. Doch weil sie erfinderisch ist wie Walt Disneys Daniel Dülentrieb, mutig wie Hal Fosters Comicfiguren Tarzan und Prinz Eisenherz und humorvoll wie Wilhelm Busch's Max und Moritz hat sie sich schon als Siebenjährige nicht beirren lassen. Was andere als Schundhefte und Bildungsverderber sahen, erklärte sie bereits zu Grundschulzeiten zu ihrer Leidenschaft: Comics. Mit neun Jahren hatte sie bereits mehr als 500 Hefte gesammelt. „Ich liebe den Humor, der sich auch in den Bewegungen der Figuren ausdrückt“, sagt sie.

Genau dieser Humor ist es, der ihre Arbeiten als Comic-Zeichnerin ausmacht und mit dem sie den Betrachter zum Staunen und Schmunzeln bringt. Jetzt hat sie mit dem Cover der Harburg-Song-CD „Ich bin Harburg“ einen weiteren Hingucker geschaffen. Die CD erscheint pünktlich zur Premiere des Harburg-Songs bei der Nacht der Lichter am 16. September. Dann treffen sich mehr als ein Dutzend Harburger Chöre und all diejenigen, die gut und gerne singen, um gemeinsam vor dem Harburger Rathaus ihre Stimme zu erheben und ihren Song für Harburg zu singen. Sänger von vier bis 90 Jahren haben ihr Dabeisein angekündigt. Und sie alle proben derzeit fleißig ihren Song.

Zum Anhören, Verschenken, Mitsingen gibt es den Titel ab Mitte September auf CD, eingesungen vom internationalen Jugendchor Gospel Train aus Harburg. Die Einnahmen des CD-Verkaufs gehen als Spende an das DRK-Harburg und dessen Engagement für Arme und Obdachlose in der lettischen Hauptstadt Riga. Dort wird auch Gospel Train im kommenden Jahr mehrere Benefizkonzerte geben, die CD mit dem Cover von Doris Dörr im Gepäck.

Als die Comic-Zeichnerin von dem Projekt hörte, war ihr sofort klar: „Ich bin dabei!“ Zum einen, weil ihr die Idee eines Songs für Harburg gefällt. Zum anderen, weil sie Harburg kennt und schon einmal für den „Hamburg Total Kalender“ von Ulf Harten eine Zeichnung von Harburg gemacht hat. Sie zeigt das Binnenhafenfest. Auf der Illustration ist auch, wie auf dem Bild der CD-Cover, „Mulchi“, der Kulturkran, zu sehen. „Ich finde, er ist ein schönes Denkmal für den Harburger Hafen“, sagt sie.

Doch es gibt noch viel, viel mehr zu entdecken auf diesem Wimmelbild-Cover: das Harburger Rathaus mit dem Chor davor und einigen Musikern, darunter auch der Tubaspieler, der als Skulptur auf dem Rathausplatz



Das CD-Cover des Harburg-Songs von Doris Dörr zeigt Harburg als Planet im All der Klänge

HA/Cover - Illustr. © DM Trocken

steht. „Neben dem Rathaus habe ich die Technische Universität und auf der anderen Seite die Phoenixwerke mit der Kunstsammlung Falkenberg und das Phoenix-Einkaufszentrum und das Phoenix-Einkaufszentrum als Einkaufswagen platziert“, sagt sie. „Vom Harburger Bahnhof dahinter ist nur die Bahnhofsuhr und das S-Bahn-Schild zu sehen. Und natürlich der Zug, der durch Harburg braust.“ Neben dem Kulturkran steht links der prägnante Channel-Tower, rechts das Kraftwerk Moorburg. Auch der Stadtpark mit Außenmühlenteich und die Bäderland-Therme ist zu sehen, von deren Sprungbrett eine Note ins Wasser hüpft.

„Die Geräusche von Harburg werden zu Noten, zum Harburg-Sound“, sagt Doris Dörr. „Es hat mir viel Spaß gemacht, den Harburg-Planet im All der Klänge zu zeichnen. Technik und Know-How als Zeichnerin hat sich die studierte Diplompädagogin, deren Künstlernamen DM

Trocken ist, selbst erarbeitet. „Mich interessierte in meinen Anfängen der Zeichner Jost Swarte und die 'Linie Claire', sagt sie. „So begann ich mit Rapidographen zu arbeiten, eine Art Füller ohne Feder.“ Das tut sie noch heute. Trickfilme hat sie gemacht, ein Kinderbuch geschrieben und den Comic-Zeichner-Verein INC e.V. (Initiative Comic-Kunst) gegründet, den sie als „eine meiner größten und abenteuerlichsten Arbeiten“ bezeichnet. Vier große Comic-Ausstellungs-Spektakel hat sie in den Neunzigern gemeinsam mit dem Zeichner Ulf Harten unter dem Dach des Vereins gemacht. Die erste hieß „Am Anfang war der Strich“ und fand 1992 am Anfang der Reeperbahn statt. Die Comic-Zeichner-Szene aus Deutschland, Österreich und der Schweiz zeigten in einem ehemaligen leerstehenden Spielcasino auf 1000 Quadratmetern ihre Arbeiten. „Das Interesse war riesengroß“, erinnert sie

sich, „und schlug Wellen bis nach Frankreich.“ Es folgten „Comopoly“, eine Konzeptausstellung rund um das Thema Spiel, der Comic-Supermarkt „Ehrlich Billig“, dessen Ausstellungskatalog insgesamt 1000 Seiten hatte, und die „4. Dimension“, eine Konzeptausstellung zum Thema Zeit mitten auf dem Spielbudenplatz.

Zur Zeit zeichnet Doris Dörr ein Motiv für den Kalender „Hamburg Total 2017“ von Ulf Harten, der ab November erhältlich ist und schon jetzt über die gemeinsame Webseite [www.nillosan-hamburg.de](http://www.nillosan-hamburg.de) betrachtet werden kann. Dort gibt es auch Informationen zur Künstlerin selbst sowie zu ihrem Kinderbuch „Oskar und Lotti und der Hafengeburtstag“, dessen Bilder genauso zum Gucken, Entdecken und Schmunzeln einladen wie das Cover der CD zum Harburg-Song.

Infos: [www.nillosan-comic.de](http://www.nillosan-comic.de)

# Harburg singt seinen eigenen Song

Zeit für mehr **Selbstbewusstsein!** Die Harburger sollen ihre Stimme erheben und mit uns am 16. September die neue Hymne singen



HANNA KASTENDIECK

**HARBURG** :: Stellen Sie sich das mal vor: Harburg, 16. September, 19.30 Uhr. Auf dem Platz vor dem Rathaus haben sich sämtliche Bürger des Stadtteils sowie unzählige Besucher aus dem Umland versammelt. Kinder, Erwachsene, Alte, Junge, Alleingesessene und Zugezogene. Es ist ein lauer Spätsommerabend. Wie gemacht für dieses Event, das strahlen soll bis in die letzten Winkel der Metropole. Zum einen durch die Lichter, die in dieser Nacht die Gebäude in der City und im Binnenhafen beleuchten. Vor allem aber durch die Harburger selbst und das, was sie gemeinsam anstimmen. Rund um die Bühne vor dem Rathaus stehen ein Dutzend Chöre aus der Region. Die Musiker im Hintergrund beginnen zu spielen. Der Chorleiter auf der Bühne hebt die Hände. Und alle, Zuschauer und Sänger, hunderte, tausende Harburger singen gemeinsam ihre Hymne: den Song für Harburg! Ein Lied, das unter die Haut geht. Einen Song, der zeigt, warum wir gern hier leben und stolz auf diesen Stadtteil sind. Warum wir ihn lieben, obwohl wir manchmal mit ihm hadern.

## In Harburg wimmelt es von kreativen Köpfen

So einen Song gibt es nicht? Dann ist es höchste Zeit, das zu ändern, haben sich die Abendblatt-Redakteure Anfang des Jahres gedacht. Und weil Harburger grundsätzlich nicht lang reden, sondern machen, weil es hier von kreativen Köpfen nur so wimmelt und die Wege oft unkonventionell sind - eben weil hier alles möglich ist, muss doch auch das machbar sein, dachten sie: ein eigener Song! Jetzt ist er fertig! Und alle Harburger, alle Chöre in Stadt und Land, je-

der, der singen kann und mag, soll seine Stimme erheben und dabei sein bei der großen Premiere im September.

„Ich bin Harburg“ heißt der Titel aus der Feder von Komponist Peter Schultdt. Ein Lied, das unter die Haut geht. Weil es ehrlich ist, nicht nur Dur, sondern auch Moll. „So wie das Leben hier in Harburg“, sagt Peter Schultdt. Als



der erfahrene Chorleiter des Harburger Jugendchors Gospeltrain und The Young ClassX von dem Projekt hörte, wusste er sofort: „Da bin ich dabei!“ „Das Projekt hat mir aus dem Herzen gesprochen“, sagt er. Zum einen, weil er weiß, was für eine gute Energie entsteht, wenn Menschen zusammen singen. Zum anderen, weil Schultdt, der seit 1988 in Harburg unterrichtet, diesen Stadtteil und die Menschen darin mag, es aber kaum aushalten kann, dass die Harburger das, was sie haben, so wenig schätzen und ihr Licht ständig unter den Scheffel stellen. Und so war für ihn sofort klar: „Ich schreibe den Song und zeige den Menschen, wie cool Harburg eigentlich ist.“ Der Text stammt aus der Feder von Ansgar Böhme. Der Songwriter und Werbetexter hat in der Vergangenheit schon mehrfach erfolgreich mit

Schultdt zusammengearbeitet, unter anderem den Jubiläumssong für Plan International, „Wenn Träume Geburtstag haben“, geschrieben. „Ein Lied für einen Ort zu schreiben, ist eine fantastische Chance“, sagt Böhme. Wenn die Harburger den Song mögen, und das hoffe und glaube ich sehr, dann wird etwas von mir in Zukunft immer in Harburg sein.“ Nach ausführlichen Gesprächen mit den Initiatoren und waschechten Harburgern, nach eigenen Recherchen und ausgedehnten Spaziergängen und Fahrten durch Harburg entstand die Idee für einen Text, der Harburg erfasst, wie es wirklich ist. „Harburg ist ein eigener Planet, eine eigene Welt die unendlich viele Gegensätze vereint“, so Böhme. „Schönes und Hässliches, Historisches und Zukünftiges, Herz und Hirn, Unsicherheit und Selbstbewusstsein, Natur und Kultur.“ Alle diese Gegensätze finden sich im Harburg-Song sowohl in der Melodie als auch in Text und Rhythmus. Es gibt einen Prolog, einen Refrain, der selbstbewusst und stark ist, einen Rap-Part, der über die Menschen im Stadtteil erzählt und Strophen, die die Vielfalt und Buntheit Harburgs spiegeln.

„Gemischte Chöre, Kinderchöre, Männer- und Frauenchöre, für alle ist das Stück singbar“, sagt Peter Schultdt über diese kompositorische Herausforderung. „Jeder also kann und soll das Lied singen.“ Entweder mit Klavier- oder Gitarrenbegleitung, oder aber untermauert von einem ganzen Orchester.

Unterstützt wird das Projekt vom Citymanagement Harburg, dessen Chef Melanie-Gitte Lansmann vom ersten Moment an von der Abendblatt-Idee begeistert war. „Ich habe sofort daran geglaubt, dass das eine tolle Chance ist eine Identifikation mit Harburg herzustellen. Singen schafft Gemeinsamkeit und eine tolle Atmosphäre.“ Die Citymanagerin, die sich als Supporterin für die Imageverbesserung Harburgs sieht, hofft, dass der Song viele begeistern und mit Stolz erfüllen wird.

Rund 5000 Euro kostet die gesamte Produktion des Songs, deren Finanzierung ohne den Harburger Unternehmer und Gospeltrain-Fan Arne Weber sowie den unentgeltlichen Einsatz von Komponist Peter Schultdt, so nicht möglich gewesen wäre. Schuldtd wird in der Nacht der Lichter am 16. September die Chöre und Zuschauer dirigieren.

Das Wichtigste an der Idee des Stadtteil-Songs aber sind die Harburger selbst. Denn sie sollen mitmachen - und zwar: alle! Schulchöre und Musikschulen, Sportvereine und Seniorenclubs und natürlich diejenigen, die professionell singen: die Chöre. Elf von ihnen haben ihr Dabeisein bereits zugesagt. Sie



**Chorleiter und Komponist Peter Schultdt hat den Harburg-Song geschrieben**  
HA



**Achtet darauf, dass wirklich jeder Ton sitzt: Produzent Chris Busek bei den Aufnahmen des Harburg-Songs im Tonstudio Clouds Hill**  
JTO



**Höchste Konzentration: Über Kopfhörer läuft das Playback, zu dem die Sänger den Song singen. Vierstimmig und aus voller Kehle**  
JTO

werden das Publikum lauthals unterstützen, wenn der Song am 16. September um 19.30 Uhr auf und vor der Bühne vor dem Rathaus seine Premiere feiert.

## Schon elf Chöre haben ihre Teilnahme fest zugesagt

Das Playback des Songs sowie Text und Noten werden für alle, die dabei sein wollen, im Internet unter [www.abendblatt.de](http://www.abendblatt.de) zum Ende der Sommerferien bereit gestellt. Das Hamburger Abendblatt als Ideengeber und Initiator wird in einer wöchentlich erscheinenden Serie über den Harburg-Song, seine Entwicklung und den laufenden Prozess, über die Menschen dahinter und die Chöre, die dabei sind, berichten. „Mit dem Harburg-Song ist ein fantastisches Lied über unseren Stadtteil und die Menschen hier entstanden“, sagt Frank Ilse, Abendblatt-Redaktionsleiter für Harburg & Umland. „Ein Song, der alle berühren wird und mit ins Boot holt. Menschen, die im Chor singen genauso wie diejenigen, die morgens unter der Dusche ihr Liedchen trällern.“

Wie gut sich das Ganze anhört und anfühlt, haben die Sänger von Gospel-

train bereits am Wochenende bei den Aufnahmen im Studio Clouds Hill erleben dürfen. Hier standen schon Stars wie die Sportfreundin Stiller, Bela B., Lena Meyer-Landrut oder Tim Bensko vor den Mikrofonen. Acht Stunden dauerten die Aufnahmen mit Tontechnikerin Linda Gerdes und Produzent Chris Busek. Entstanden ist ein Song, der alle mitreißt und mit dem sich jeder in Harburg verbindet. Kurz- und Langversion samt Playback, Videoclip, Texte und Fotos vom Projekt werden jetzt auf DVD gepresst. Außerdem wird es T-Shirts mit dem Song-Logo und dem Schriftzug „Ich bin Harburg“ geben.

„Das Lied ist ein echter Ohrwurm und geht unter die Haut“, sagt TUHH-Studentin Carolin Kirschner, die die Aufnahmen im Studio gefilmt hat. Auch Sängerin Maite Morgan findet das Projekt klasse. „Weil es die Harburger zusammenbringt.“ Komponist Peter Schultdt hofft, dass dieses Projekt Harburg aus dem Dornröschenschlaf reißen und den Menschen hier ein neues Gefühl für ihren Stadtteil geben wird. Sein Appell: „Wir sollten toleranter mit Harburg sein. Schließlich hat jeder Partner seine Macken.“

# Die Hände zum Himmel für die Harburg-Hymne

Tausende feierten am Freitag bei der **4. Nacht der Lichter** die Premiere des vom Abendblatt initiierten Stadtteil-Songs auf dem Rathausplatz



Ein ergreifendes Moment bei der 4. Nacht der Lichter: Auf dem Rathausplatz stimmen tausende Besucher den Harburg-Song an

Andreas Labbe (3)

HANNA KASTENDIECK

**HARBURG** :: „Es ist ein Abend, der Geschichte schreiben wird.“ Mit diesen Worten eröffnen NDR-Moderatorin Anke Harnack und Sozialentworförerin Melanie Leonhard die 4. Nacht der Lichter. Es ist Sonntagabend, 19 Uhr. Der Platz vor dem beleuchteten Rathaus ist zum Bersten voll. Es sind Tausende, die gekommen sind, um diesen Moment zu erleben: die Premiere des Songs „Ich bin Harburg“.

Fünf Monate liegen zwischen der ersten Idee in der Hamburger Abendblatt-Redaktion und diesem Abend, der Welturaufführung des Harburg-Songs. Während sich die Dämmerung über die Stadt steigt, strömen immer mehr Menschen auf den Platz. Allen 15 Chöre sind darunter, Männer-, Frauen-, Kinderchöre, Sopran- und Altstimmen, Tenöre und Bässe. Die Spannung auf diesen Abend steigt ihnen ins Gesicht geschrieben. „Wir freuen uns wahnsinnig auf den Song“, sagt Peter Broschke, Vorsitzender des Polizeichors Blau Jungs. „Und was für eine tolle Kulisse für dieses Ereignis.“

Denn in dieser Nacht leuchtet Harburg gleich doppelt. Zum einen durch seinen Gesang, zum anderen durch die Illumination der Gebäude. 330 Leuchten und 300 Meter Lichtschlauch hat der Meister des Lichts, Nicolas Sauerbaum, in der City installiert. 30 Gebäude sollen erstrahlen, darunter die alte Sildebrücke, die Harburg-Arcaden, das Phoe-

nik Center, das Marktaufgebäude und die vielen Fußgängeruntunnel der Stadt, die die Laufstrecke säumen. Schließlich gehört zur Nacht der Lichter seit jeher der Lichterlauf, der in diesem Jahr zum ersten Mal in der Innenstadt startet und quer durch die City und durch den Binnenhafen führt. 1100 Läufer haben sich angemeldet. Während auf dem Rathausplatz der Harburg-Song in den Abendhimmel schallt, läuft am Start der Countdown für den Brückenlauf, den Stadium City-Channel-Cross und den Haspa-Staffellauf.

Es ist 19.30 Uhr, als Chorleiter Peter Schultdt mit der Gitarre vor dem Bauch ein zusammengeklammertes Podium aus Paletten inmitten der Menge besteigt. Alle sollen ihn sehen können, wenn er den Ton angibt. Und die Menschen den Song anstimmen, den er geschrieben hat. Die Technik hakt, Peter Schultdt improvisiert. Er weiß, wie man die Massen

bei Laune hält. „Ich hör nie“, ruft er. „Dann muss eben jeder einzeln vorsingen.“ Doch dazu kommt es nicht, die Harburger sind schließlich gut darin, aus dem Stegreif zu handeln. Auch wenn die Technik schwächelt - sie stimmen trotzdem ihren Song an. „Ich bin Harburg bin ein eigener Planet“, singen sie, „mit einer eigenen Umlaufbahn. Ist mir egal, wenn sich nicht alles um mich dreht, denn ich weiß, was ich bin und kann.“ Es ist ein magisches Moment. Viele haben Tränen in den Augen. Als der letzte Ton verklungen ist, stimmen sie gleich noch einmal an. Nicht nur die Chöre, nein, alle, die gekommen sind, singen mit. Sie heben ihre Hände in den Abendhimmel. Und für einen Moment sind alle hier „auf ihrem Planeten Harburg“ auf einer Wellenlänge.

„Musik verbindet, zusammen singen verbindet“, sagt Sozialentworförerin Melanie Leonhard. „Das hier hat etwas Epocha-

les.“ Dass dieses Ereignis über den Augenblick hinaus bedeutsam sein und in die Zukunft wirken wird, da ist sich auch die Citymanagerin und Organisatorin des Abends, Melanie-Gitte Lansmann, sicher. „Harburg hat nun einen fantastischen Song, der nicht nur heute Abend, sondern überall, wo sich eine Möglichkeit bietet, gesungen werden oder angehört werden soll.“ Das Lied sei ein Ohrwurm. Und das Publikum begeistert. Innerhalb weniger Stunden sind bereits 1000 CDs verkauft. „Ich finde den Song einfach super“, sagt Besucherin Ilka Fritsch. „Er passt zu Harburg.“ Bezirksamtsleiter Thomas Völsch ist ergriffen. „Ich habe schon viel erlebt“, sagt er. „Aber so etwas noch nie. Diese unglaublich gute Stimmung, diese Kraft und Atmosphäre, die von diesem Ereignis ausgeht, ist etwas ganz besonderes.“

Während die Menschen vor dem Rathaus singen, starten auf dem Platz



**Gospel Train übernahm die Soloparts des Harburg-Songs**



**Läuferlebnis durch die beleuchteten Tunnel**  
BMS Sportveranstaltungen



**Auch LED-Sonnenbrillen trugen zum Lichterfest bei**

## „Ich bin Harburg!“

Text: Ansgar Böhme; Musik: Peter Schultdt

(Prolog)  
Guckst Du beim Landeanflug auf mich drauf  
seh ich wüst und ganz zerrissen aus  
Du weißt noch nicht, was ist das für ein Stern  
Der erste Schritt auf neuem Land  
in deiner Nase riecht's verbrannt  
in Deinen Ohren dröhnt Maschinenlärm

(1. Strophe)  
Hier zählt der Kopf, hier zählt das Herz  
Hier lebt die Schönheit und der Schmerz  
Ich fliege weiter Richtung morgen  
Lass keinen zurück mit seinen Sorgen

(1. Refrain)  
Ich bin Harburg, bin ein eigener Planet  
mit einer eigenen Umlaufbahn  
ist mir egal, wenn sich nicht alles um mich dreht  
denn ich weiß, was ich bin und kann  
Whow-oh! - Whow-oh! - Whow-oh! - Whow-oh!  
Whow-oh! - Whow-oh! - Whow-oh! - Whow-oh!

(2. Strophe)  
Ich feiere hart, ich schaffe gut  
hier qualmt die Shisha und der Schlot  
Ich bin ein Ort mit 1000 Sprachen  
mit Krücken und mit Kinderlachen

(2. Refrain)  
Ich bin Harburg, bin ein eigener Planet  
mit einer eigenen Umlaufbahn  
ist mir egal, wenn sich nicht alles um mich dreht  
denn ich weiß, was ich bin und kann  
Whow-oh! (Voller Energie)  
Whow-oh! (Chaos und Magie)  
Whow-oh! (Landeplatz für Dich)  
Whow-oh! (lass Dich nicht im Stich)  
Whow-oh! (Unentdecktes Land)  
Whow-oh! (vielen unbekannt)  
Whow-oh! (doch als Pionier)  
Whow-oh! (bist Du richtig hier)

# Lust und Frust der Existenzgründer

Wer eine eigene Existenz aufbaut, geht von der Idee über die Finanzierung und Vermarktung bis hin zum Geschäftsalltag einen langen Weg. Die Volontäre des Bonner General-Anzeigers haben diesen Weg nachverfolgt. Sie erzählen von jungen Unternehmern, ihren Träumen und Fragen, ihrem Mut und ihrem Frust.

## Die Jury

SONDERPREIS  
FÜR VOLONTÄRSProjekte

## Jungunternehmer kreativ begleitet

Porträtserien über Existenzgründer gibt es viele. Die Volontäre des Bonner General-Anzeigers wählen einen originellen Ansatz. In ihrer Serie folgen sie der Dramaturgie einer wirklichen Existenzgründung, von der Produktidee über Finanzierung und Marketing bis zum Alltag eines Jungunternehmers. Am Beispiel von Start-Ups in der Region gehen sie den großen Fragen nach, auf die Unternehmer Antworten finden müssen. Sie erzählen Geschichten von ehrgeizigen Visionen, vom Scheitern und dem Mut zum Weitermachen. Ein gelungenes Beispiel für modernen lokalen Wirtschaftsjournalismus.

Die Idee des Projekts: Statt eine Vielzahl von Gründern einfach nur vorzustellen, sollen die großen unternehmerischen Fragen anhand von Start-ups vor Ort in unterschiedlichen Darstellungsformen wie Features, Porträts und Interviews nachgezeichnet werden. Was macht eine gute Idee aus? Wie vermarkten sich junge Unternehmer? Wie finanzieren sie sich? Wie gehen sie mit Erfolg, Niederlagen und bürokratischen Hürden um? Zusätzlich werden vier Branchen als Schwerpunkte ausgewählt, die regional von Bedeutung sind. Analysiert werden die Wirtschaftszweige Food, IT, Medizin und Lifestyle.

Die Volontäre erzählen lokale Gründergeschichten und flankieren sie mit Hintergrund- und Zusatzinformationen, indem sie Experten und Akteure aus der Region zu Wort kommen lassen. Der Aufbau der Serie folgt der Dramaturgie einer Gründung: von der Produktidee über Finanzierung und Vermarktung bis hin zum Alltag eines Jungunternehmers. Den Abschluss bildet ein Interview mit Frank Thelen, Bonner Investor und Gründerikone, über die Chancen für Bonn und die Region als Zentrum für Start-ups.

## General-Anzeiger

Die Serie erfordert eine monatelange Vorbereitung, um Protagonisten und Experten für die Geschichten zu finden. Layout, Text, Fotos und Grafik haben die Volontäre selbst erarbeitet. Für den Internetauftritt des General-Anzeigers wird zudem ein eigener Themenschwerpunkt gesetzt. Die positive Resonanz zeigt, wie man Wirtschaftsthemen lesernah umsetzen kann.

### Stichworte

- ▶ Arbeitswelt
- ▶ Hintergrund
- ▶ Menschen
- ▶ Service
- ▶ Wirtschaft

### Kontakt:

Sabrina Bauer, Lokalredakteurin, Telefon: 0228/6688-386, E-Mail: s.bauer@ga-bonn.de  
Andreas Dyck, Online-Redakteur, Telefon: 0228/6688-392, E-Mail: a.dyck@ga-bonn.de

**BONN MACHT ERFINDERISCH** Auf sogenannten Fuck-up-Nights erzählen Gründer über ihre Rückschläge, Pleiten und Pannen. Damit wollen sie in Deutschland eine neue Fehlerkultur etablieren. Denn obwohl neun von zehn Start-ups scheitern, fehlt die Akzeptanz hierzulande

## Applaus für jede Pleite

VON ANDREAS DYCK

**S**cheitern kann so hip sein. Scheinwerfer erhellen im Halbdunkel eines Backsteingewölbes unter einer Eisenbahnbrücke eine Bühne. Ein Sofa, eine Stehlampe und ein Sessel stehen dort. Die Wuppertaler Band Bilstein & Dunkel spielt Akustikpop. Einige Hundert Besucher nippen an Bier und Mate-Limonade, wippen zur Musik, halten Smalltalk. Die eigentlichen Stars im Kölner Szenelokal Club Bahnhof Ehrenfeld sind aber vier Gründer, die mit ihren Start-ups gescheitert sind. An diesem Mittwochabend erzählen sie ihre Geschichten vom Scheitern auf der achten Kölner Fuck-up-Night.

Der Name ist Programm. An diesem Abend dreht sich alles um gescheiterte Jungunternehmer. Anna Yona erzählt von ihrem Start-up Wildling Shoes und ihrer größten Panne. Die Unternehmerin aus Gummersbach hatte für ihr im Mai 2015 gegründetes Start-up per Crowdfunding-Kampagne 75 000 Euro eingesammelt, um einen Schuh herzustellen, der Kindern das Gefühl gibt, barfuß zu laufen. 1500 Vorbestellungen waren eingegangen. Dann kam der Schock. Ein unter die Sohle eingefügtes Material reagierte mit dem Kleber und löste ab. Das Ergebnis: blaue Füße und fehlerhafte Produkte im Wert von 60 000 Euro. „Es war, als hätte man Tinte ausgekippt“, sagt Yona. „Der Traum, auf den man hingearbeitet hat, geht in Rauch auf“, sagt sie. Am Ende geht die Geschichte für Yona noch glimpflich aus. Sie kann viele Schuhe mit Rabatt trotzdem verkaufen.

Wer seine Firma in den Sand gesetzt hat, redet meist nicht gerne darüber. Schade eigentlich, dachten sich vor vier Jahren zwei junge Gründer in Mexiko. Die Idee der Fuck-up-Nights war geboren. Seitdem hat sich das Konzept rasant verbreitet und findet in 150 Städten weltweit Nachahmer. In Deutschland gibt es unter anderem Veranstaltungen in Frankfurt, Leipzig, Hannover, Berlin, Köln und Hamburg.

### Kein Land für Gescheiterte

Scheitern ist in Deutschland nur bedingt erlaubt, so lautet das Fazit einer Studie der Universität Hohenheim bei Stuttgart. Zwar erkennen 80 Prozent der Befragten Misserfolge als Chance zur Selbstreflexion an. Bei unternehmerischen Fehlern sind die Deutschen allerdings weitaus weniger tolerant. Nur jeder Zweite kann Rückschläge bei Unternehmen etwas Positives abgewinnen. Zwar sprechen sich zwei Drittel dafür aus, gescheiterten Unternehmen eine zweite Chance zu geben. Trotzdem äußerten 40 Pro-



Alle Aufmerksamkeit richtet sich auf den gescheiterten Gründer. Holger Stollenwerk erzählt seine Geschichte auf der Fuck Up Night in Köln.

FOTO: DYCK

man dabei scheitern darf.“ Den Mut hätte Mirus, der sich letztes Jahr als Digitalberater selbstständig gemacht hat, vor 15 Jahren selbst gut gebrauchen können. 2002 hatte Mirus seinen Job als Programmierer gekündigt und eine eigene Webagentur gegründet. Doch schon Ende 2002 ging es mit dem Unternehmen bergab, die Aufträge blieben aus. „Es war ein Fehler, einfach den Job zu kündigen“, sagt Mirus heute. „Wir waren zu schlecht vorbereitet und hatten von heute auf morgen kein Einkommen mehr.“

Dann kam zum Jahresende auch noch der Steuerschock hinzu. Mirus sollte mehrere Tausend Euro an das Finanzamt nachzahlen. „Die Schulden wurden immer mehr und uns fehlte das Geld für die laufenden Kosten.“ Mirus versuchte, dagegenzuhalten, beschäftigte sich mit Gesellschaftsformen, Betriebswirtschaft und Kundenakquise. „Zuerst denkst du blauäugig, dein Unternehmen wird ein Selbstläufer“, sagt Mirus. „Doch dann lernst du, dass du Hundert Leute anruft und dabei vielleicht ein Auftrag bei rauskommt.“ Am Ende reicht es trotzdem nicht. Mirus nimmt Mitte 2003 aus der Not heraus einen neuen Job an und

bleibt mit einem Haufen Schulden zurück. In Deutschland scheitern neun von zehn Start-ups. Trotz dieser Quote wollen nur ein Viertel der Gründer laut Start-up-Monitor des Bundesverbands Deutsche Start-ups nach ihrem Scheitern wieder zurück in einen Angestellten-Job. Sie wollen es lieber noch einmal als Selbstständige versuchen. Bei Johannes Mirus hingegen dauerte es,



bis er den Mut für einen zweiten Anlauf fand. „Diese Erfahrung hat mich 15 Jahre daran gehindert, es wieder zu probieren“, sagt er. Der Vizepräsidentin Patricia Sauerbrey-Colton des Wirtschaftsforums Rheinland USA. „Erfolgsstorys sind oft Geschichten des Scheiterns, die am Ende durch eine positive Wendung von Erfolg gekrönt wurden.“ Risikobereitschaft und das damit in Kauf genommene Scheitern seien Teil der amerikanischen Kultur. Den amerikani-

chen Traum könne nur leben, bereit sei, ihn auch hartnäckig zu verfolgen. „Deutsche sind stabilitätsliebender. Sie möchten einmal Erreichtes wahren und sind andersereits auch zufriedener mit teils kleineren Erfolgen.“ Für Johannes Mirus steht fest, dass es eine neue Fehlerkultur auch in Bonn braucht. „Vor einem Jahr in der Gründungsphase meines jetzigen Projekts hätte ich mich nicht getraut, über mein Scheitern zu sprechen.“ Zu groß sei die Angst gewesen, potenzielle Auftraggeber damit abzuschrecken. „Genau diese Verschwiegenheitskultur müssen wir aufbrechen“, sagt er.

### Die Serie

**Start-ups und kreative Ideen:** Die Gründerszene in der Region beleuchten die GA-Volontäre in der GA-Serie „Bonn macht erfinderisch“ zweimal die Woche bis zum Ende des Jahres. Am Samstag, 17. Dezember, erzählen uns Gründer, was es heißt, plötzlich Chef zu sein. Anschließend werfen wir einen Blick auf Start-ups in der Lifestyle-Branche und schauen uns an, wie international der Gründergeist in Bonn ist. Alle Serienteile gibt es auf [www.ga-bonn.de/erfinderisch](http://www.ga-bonn.de/erfinderisch).

EDITORIAL
Von GA-Redakteur Florian Ludwig

Gründergeist in der Region

Es ist ein großer Schritt in die große Freiheit – und ein großer Schritt ins große Risiko. Unternehmensgründer leben von jetzt auf gleich in zwei Welten: Sie sind zwar ihr eigener Chef, arbeiten aber auch auf eigene Rechnung. Die Freude über die eigene Leistung kann schnell zu einer großen Last werden. Jeder Gründer steht irgendwann vor der Frage: Und was, wenn all' das doch nicht funktioniert? Den Weg in die Ungewissheit trotzdem zu gehen, erfordert den berühmten Gründergeist. Wie steht es um den Gründergeist in Deutschland und in dieser Region?

Start-ups stoßen hier zu Lande auf ein freundliches Umfeld. In weltweiten Vergleichen schneidet das Land als Gründungsstandort überdurchschnittlich gut ab. Politik, Gesellschaft und die Wirtschaft selbst wissen um die Bedeutung des Gründernachwuchses. Das zeigt sich in zahlreichen Förderprogrammen, hochdotierten Wettbewerben und einem weit verzweigten Beratungsnetz – auch in Bonn und der Region.

Dass die Zahl der Existenzgründungen bundesweit seit einigen Jahren teils deutlich zurückgeht, ist kein Grund für Alarmismus. Die volkswirtschaftlich bedeutenden Gründergruppen verlieren zwar auch, verzeichnen aber weniger starke Rückgänge. Ein Plus gibt es sogar bei den innovativen Gründern. Ihre Zahl steigt an. Ein Fünftel der Gründungsaktivität entfällt auf „Digitale Gründer“. Sie sind schnell auf internationalen Märkten unterwegs und steigern die Wettbewerbsfähigkeit Deutschlands. Das Gründungs-geschehen in Deutschland gewinnt also unter dem Strich an Qualität. Mit den bekannten positiven Folgen für Arbeitsmarkt und Wettbewerb. Und der Mann ist bewandert. Und als Motor des Strukturwandels in der Wirtschaft.

Die Volontäre des General-Anzeigers haben sich auf die Spur der Start-ups-Szene in der Region begeben. Herausgekommen ist die Serie „Bonn macht erfinderisch“, die bis zum Jahresende zweimal wöchentlich im GA-Wirtschaftsteil erscheint. Sie begleitet Gründer von der Suche nach der Geschäftsidee über die Finanzierung zum Erfolg – oder auch zum Scheitern und wirft ein Schlaglicht auf den Gründungsstandort Bonn, der zwar beste Voraussetzungen bietet – der aber zusätzlichen Schwung und Dynamik gebrauchen könnte, um noch mehr Gründergeist zu wecken.

DIE SERIE

Start-ups und kreative Ideen: Wie die Gründerszene in Bonn und der Region aussieht, erzählen die Volontäre des General-Anzeigers in einer zwölfwöchigen Serie. Woher bekommen Gründer Beratung und Startkapital und wo treffen sie auf Hütern der Bürokratie? Wie entsteht eine Marke und wer gründet überhaupt ein Unternehmen? Das sind einige der wichtigsten Fragen, mit denen sich die Serie zweimal die Woche beschäftigt. Dazu wird ein Branchenschwerpunkt beleuchtet. Dabei geht es um die Bereiche Mode, Medizin, Lebensmittel und IT. Außerdem widmet sich „Bonn macht erfinderisch“ der Frage, wie die Selbstständigkeit Gründer verändert und erzählt dabei auch Geschichten des Scheiterns.

Im nächsten Teil am kommenden Samstag, 19.11., lesen Sie: Göttliche Eingebung: Wie entsteht eine gute Idee? Dabei erklärt Unternehmensberater Frank Maikranz (Centrum für Entrepreneurship) Kriterien für eine erfolgsversprechende Idee.

BONN MACHT ERFINDERISCH Start-ups gehören in die Metropolen – nach New York, ins kalifornische Silicon Valley oder nach Berlin. Junge, aufstrebende Gründer mit der einen genialen Idee. Volontäre des General-Anzeigers begeben sich auf eine Spurensuche im Alltag der Gründer

Auf den Spuren der Gründer

„Früher waren viele von uns Generalisten, heute sind wir Spezialisten“

VON SABRINA BAUER

Bonn gilt nicht eben als das El Dorado für Gründer. San Francisco, Berlin, Hamburg oder London lauten die Hotspots der hippen Start-up-Szene. Sie gilt als jung, innovativ und extrem dynamisch. Und Bonn? Bürokratisch. Traditionsbewusst. Die ehemalige Hauptstadt am Rhein hat den Ruf einer Beamtenstadt. Großkonzerne wie Post und Telekom bestimmen das Bild. Doch wer genauer hinsieht, entdeckt die Jungtriebe eines neuen Gründergeistes, und die eine oder andere Idee hat sich bereits im tagtäglichen Gebrauch etabliert. Die Volontäre des GA gehen auf Spurensuche:

7.30 Uhr an einem wolkenverhangenen Montagmorgen. GA-Volontär Andreas Dyck beginnt seinen Tag mit dem Blick auf die Wetter-App und den Regenradar: Wie kalt wird es heute? Ist ein Regenschirm oder die Sonnenbrille angesagt? Das Wetter bestimmt nicht nur die Wahl unserer Kleidung oder den Termin für die nächste Grillparty. Auch private Firmen nutzen Wettervorhersagen, wie Energieerzeuger oder Versicherer.

Genau wie Dyck vertrauen mehr als zehn Millionen Nutzer laut einer Studie der Arbeitsgemeinschaft Online-Forschung (AGOF) auf den Wetterbericht aus Bonn. WetterOnline ist einer der drei größten Wetteranbieter in Deutschland. Seinen Firmensitz hat das Unternehmen im Hafen von Graurheindorf. Gemächlich ziehen die Binnenschiffe an dem dunkel schimmernden Gebäude vorbei. Wie Bauklotzchen stapeln sich die einzelnen Etagen der Firmenzentrale zueinander. Photovoltaikplatten an der Fassade nutzen die Nachmittagssonne zur Stromerzeugung. Der Himmel ist wolkenlos. „Das wird auch die nächsten Stunden so bleiben“, sagt Matthias Habel, Diplom-Geograph und Unternehmenssprecher von WetterOnline, mit einem Blick auf das Wetterradar. Und der Mann ist Wetterexperte. Rund 80 Mitarbeiter versorgen die Nutzer mit aktuellen Wetterinfos.

Vor fast 20 Jahren kannte man Wettervorhersagen nur aus dem Fernsehen, dem Radio oder der Tageszeitung. Viel zu unspezifisch oder schlichtweg überholt. Wieso nicht die Wettervorhersage spontan und aktuell abrufen können? Das dachte sich WetterOnline-Gründer Joachim Kläßen und gründete mit einem Kommilitonen das Jungunternehmen. Das damals neue Medium Internet bot die Lösung für die Geschäftsidee. Aber ohne die Uni Bonn gäbe es das Start-up heute nicht: Zu der Zeit war das Internet nämlich vorwiegend ein universitäres Netzwerk. Der erste Server von WetterOnline stand daher im meteorologischen Institut in Bonn-Endenich – dort, wo Kläßen promovierte. Keine Seltenheit, denn viele Start-ups entstehen aus dem Studium heraus. „WetterOnline war lange ein recht kleines Unternehmen. Oft hat man gemeinsam zu Mittag gegessen“, erinnert sich Habel. Er selbst hat als studentischer Mitarbeiter angefangen und ist geblieben. Das war 2000. Fünf Mitarbeiter zählte das junge Start-up damals erst. „Früher waren viele von uns Generalisten, heute sind wir Spezialisten“, fasst Habel die Entwicklung zusammen. Für ihre Prognosen greifen die Meteorologen um Kläßen auf die Daten weltweiter Wettermodelle zurück und machen aus den globalen Werten lokale Vorhersagen.

Neben den Wetterprognosen erstellt das Team redaktionelle Inhalte, wie den Deutschlandbericht oder den 14-Tage-Trend, und schickt Wetterreporter los, die von Wetterbrennpunkten berichten. Seit den

Matthias Habel
WetterOnline

2000er-Jahren verzeichnete das junge Unternehmen ein kontinuierliches Wachstum. Aber nicht alles lief fehlerfrei. Vor allem bei großen Wetterereignissen, wie Wintererbrüchen oder Unwettern, brach die Seite aufgrund der vielen Zugriffe zusammen. Ärgerlich für Nutzer und Betreiber. Zu solchen Ausfällen kommt es heute nicht mehr. Stattdessen runden eine Mitgliedschaft, eine mobile Version, mehrere Wetter-Apps und neuerdings auch ein Wetterbericht per Facebook- oder WhatsApp-Messenger das Angebot ab. Heute ist das familiäre Unternehmen ein Stück weit anonym geworden, in Abteilungen organisiert. Seit 2016 haben sie auch einen Personalleiter – der letzte Schritt zur Professionalisierung. Die Begeisterung ist hingegen unverändert: „Wir lieben Wetter, wir sind Wetterfreaks. Die am Fenster stehen, wenn es schneit. Wenn es gewittert“, sagt Habel.

Pünktlich zur Mittagspause um 13 Uhr geht die Spurensuche nach dem Gründergeist weg vom Graurheindorfer Hafen im Kühlregal der Supermärkte weiter. GA-Volontärin Sabrina Bauer sucht hier nach dem Bonner Smoothie, der deutschlandweit zu finden ist. Die Theke ist mittlerweile reich gefüllt mit bunten Flaschen. Gemüse-Smoothies. Frücht-Smoothies. „Shamoothie – für blondes Haar“ steht auf einer der Glasflaschen mit gelbem Inhalt. „Wo ein Vanille ist, ist auch ein Weg“, und der Weg führt in die alte Tapetenfabrik nach Beuel. Kreatives Zentrum von true fruits, dem ersten Anbieter von Smoothies in Deutschland. Gegründet von den drei BWL-Studenten Inga Koster, Marco Knauf und Nicolas Lecloux. Die Idee und die Begeisterung für die puren Säfte brachten Koster und Knauf von einem Auslandssemester in Schottland mit. Dort waren die Smoothies bereits Teil eines jeden Supermarktsortiments – 2005 in Deutschland jedoch gänzlich unbekannt.

An der Hochschule Bonn-Rhein-Sieg starten sie ihre Idee als interdisziplinäres Uni-Projekt. „Herstellung und Vertrieb eines neuartigen Ganzfruchtsaftgetränks (Smoothies) in Deutschland“ lautet der sperrige Arbeitstitel – verglichen mit den Sprüchen, die heute ihre Produkte zieren. Ihr erstes Smoothierezept präsentieren sie auf einer Gründermesse im Januar 2006. Noch fehlten ihnen allerdings ein professioneller Abfüller, Investoren und Kunden. Doch ihre Suche durch ganz Deutschland ist von Rückschlägen und Absagen gezeichnet – im Schnitt erhalten sie auf zehn Anfragen nur eine Antwort oder gar keine Zusage. In junge Unternehmen möchte zu der Zeit kaum ein Investor Geld stecken. Zwei Investoren wagten den Schritt. Mit zusätzlichen Gründerkrediten der Kreditanstalt für Wiederaufbau (KfW) haben Koster, Knauf und Lecloux ihr finanzielles Startkapital zusammen.

Im Familienunternehmen Streker Natursäfte, in der Nähe von Stuttgart, finden die Gründer schließlich einen Abfüller. „Das Klären der Flaschen“, erinnert sich Nicolas Lecloux an den Moment, als die ersten Flaschen durch die Produktionslinie liefen. Die Gründer sind umge-



Die Volontäre des General-Anzeigers spüren dem Gründergeist in der Region nach: Sabrina Bauer sucht im Supermarkt nach dem Rezept für die Mittagspause (Bild links oben). Britta Röös und Fabian Vögtle lassen sich beim Kochen von den neuesten Rezepten inspirieren (Bild rechts unten).

loux es nennt. Genau dort, wo sie sich zum ersten Mal mit ihrem Investor getroffen haben. „Am Anfang haben wir jeden Euro umgedreht“, sagt der Gründer. Die Büroeinrichtung bestand aus allen Möbeln, die nicht zusammenpassten. „Es hatte aber Ehrenfeld-WC-Style“, erinnert sich Fee Surges, Pressesprecherin des Unternehmens. Heute türmt das 25-köpfige Team plus Bürohund nur wenige Meter

entfernt in einem Großraumbüro an neuen Rezepten und neuen Sprüchen. Und der heutige Einrichtungsstil? So wie man sich ein Start-up vorstellt: Leere true-fruits-Flaschen hängen als Lampenschirme von der Decke. In der Ecke steht ein Kühlschrank mit den Produkten. „Massenfruchthaltung“ warnt ein Schild. An der Wand hängen bunte Portraits der Firmengründer à la Warhol – ein Geschenk zum 10-jäh-

rigen Firmenjubiläum. Aber auch Koster, Knauf und Lecloux erleben Misserfolge: Während die grünen Smoothies aus Früchten und Gemüse zum Bestseller werden, stellt sich bei ihren frischgepressten Säften und den gefriergetrockneten Obstchips kein Verkaufserfolg ein. Aus dem anfänglichen Jahresumsatz von 40.000 Euro sind 29,5 Millionen Euro im vergangenen Jahr geworden. „Wir haben

Welche Chancen bieten Bonn und die Region jungen Start-ups?



„Bonn bietet alles, was ein Start-up braucht: Zugang zu Kapital, zu sehr erfolgreichen Gründern und Unternehmen sowie zu großen Konzernen und führenden Mittelstand, eine tolle Infrastruktur und technologisches Know-how an den Hochschulen und dem sich neu formierenden Digital Hub als Anlaufstelle. Bonn ist eine sehr lebenswerte Stadt. Nicht zuletzt die berühmte rheinische Frohnatur hilft den Gründern, Krisen viel leichter zu meistern.“



„Bonn ist ein dynamisch wachsender Dienstleistungsstandort mit wachstumsstarken Branchen, einer starken Hochschullandschaft und nicht zuletzt einem internationalen Flair. Dies sind wesentliche Faktoren, die neue und innovative Geschäftsideen begünstigen. Die Bonner Wirtschaftsförderung berät und unterstützt Gründerinnen und Gründer intensiv, um sie optimal auf die unternehmerische Selbstständigkeit vorzubereiten.“



„Start-ups haben in Bonn und der Region Bonn/Rhein-Sieg sehr gute zentrale Lage mit wichtigen Dax-Konzernen und anderen Unternehmen in direkter Umgebung, ein hoher Akademikeranteil in der Bevölkerung und stetiger Zuzug. Eine bessere Sichtbarkeit und Vernetzung der bestehenden Angebote für Start-ups ist wichtig. Die Digital Hub Region Bonn AG hat sich diese Aufgabe für die Digitale Wirtschaft gestellt.“

Alexander von Frankenberg
Chef des High-Tech-Gründerfonds

Victoria Appelbe
Wirtschaftsförderung Bonn

Frank Maikranz
Gründungsdirektor CENTIM

n Valley oder nach Berlin. Junge, aufstrebende Gründer mit der einen genialen Idee. Volontäre des General-Anzeigers begeben sich auf eine Spurensuche im Alltag der Gründer

Auf den Spuren der Gründer



Nach einer Erfrischung für die Mittagspause (Bild links oben). Joshua Bung kleidet sich für das kommende Weihnachtsfest ein (Bild rechts oben). Britta Röös und Fabian Vögtle lassen sich beim Kochen von den neuesten Rezepten inspirieren (Bild rechts unten).

loux es nennt. Genau dort, wo sie sich zum ersten Mal mit ihrem Investor getroffen haben. „Am Anfang haben wir jeden Euro umgedreht“, sagt der Gründer. Die Büroeinrichtung bestand aus allen Möbeln, die nicht zusammenpassten. „Es hatte aber Ehrenfeld-WC-Style“, erinnert sich Fee Surges, Pressesprecherin des Unternehmens. Heute türmt das 25-köpfige Team plus Bürohund nur wenige Meter

entfernt in einem Großraumbüro an neuen Rezepten und neuen Sprüchen. Und der heutige Einrichtungsstil? So wie man sich ein Start-up vorstellt: Leere true-fruits-Flaschen hängen als Lampenschirme von der Decke. In der Ecke steht ein Kühlschrank mit den Produkten. „Massenfruchthaltung“ warnt ein Schild. An der Wand hängen bunte Portraits der Firmengründer à la Warhol – ein Geschenk zum 10-jäh-

rigen Firmenjubiläum. Aber auch Koster, Knauf und Lecloux erleben Misserfolge: Während die grünen Smoothies aus Früchten und Gemüse zum Bestseller werden, stellt sich bei ihren frischgepressten Säften und den gefriergetrockneten Obstchips kein Verkaufserfolg ein. Aus dem anfänglichen Jahresumsatz von 40.000 Euro sind 29,5 Millionen Euro im vergangenen Jahr geworden. „Wir haben



„Bonn bietet innovativen Unternehmen ein starkes wirtschaftliches Umfeld: eine zentrale Lage mit wichtigen Dax-Konzernen und anderen Unternehmen in direkter Umgebung, ein hoher Akademikeranteil in der Bevölkerung und stetiger Zuzug. Eine bessere Sichtbarkeit und Vernetzung der bestehenden Angebote für Start-ups ist wichtig. Die Digital Hub Region Bonn AG hat sich diese Aufgabe für die Digitale Wirtschaft gestellt.“

Rüdiger Wolf
Leiter Technologietransfer der Uni Bonn



„Bonn hat großes Potenzial, weil es ein vielfältiges, internationales Ökosystem für Gründer bietet. Was Bonn besser machen kann, ist, internationalen Unternehmen dabei zu helfen, durch den deutschen Bürokratielandschlag zu navigieren und Plattformen für Austausch zu schaffen. Räume, Talent, Beratung und finanzielle Unterstützung müssen so ineinander greifen, dass Ideen Wirklichkeit werden. Dafür setze ich mich leidenschaftlich bei Startup Bonn ein.“

Andrada Sirbu
Mitbegründerin von Startup Bonn



„Bonn/Rhein-Sieg wird mehr und mehr zu einem spannenden Ort für Start-ups in wichtigen Bereichen wie ITK, Gesundheitswirtschaft, Geoinformation oder der Kreativwirtschaft ist viel Bewegung in der Region. Hier profitieren wir auch von einer vielfältigen Hochschullandschaft und Forschungslandschaft, etablierten mittelständischen Unternehmen und Investoren. Der Digital Hub Region Bonn wird das Start-up-Geschehen zusätzlich anfeuern.“

Hubertus Hille
Geschäftsführer IHK Bonn/Rhein-Sieg

„Diese naive und untypische Art hat uns erfolgreich gemacht“

Nicolas Lecloux
Gründer von true fruits

19 Uhr: Die Erkundung der Start-up-Szene macht hungrig. Ein Restaurantbesuch, der Gang zum Foodtruck oder die Order per Lieferdienst werden jetzt eine Option. Die GA-Volontäre Britta Röös und Fabian Vögtle wollen allerdings selber ein Abendessen zaubern. Und dafür greifen sie nicht zum Kochbuch, sondern zum Tablet. Von Nürnberger Lebkuchen über schwäbische Maultaschen bis hin zur spanischen Paella reicht die Rezeptensammlung von Chefkoch.de. Laut AGOF-Studie ebenfalls eine der meistbesuchten Webseiten in der Bundesrepublik. Und dahinter verbirgt sich ein Start-up aus der Region. Nur ein paar Rheinkilometer flussaufwärts, in der vierten Etage des Gebäudekomplexes „Rheinwerk 3“ am Bonner Bogen, dreht sich das Wetter, wir sind Wetterfreaks. Die am Fenster stehen, wenn es schneit. Wenn es gewittert“, sagt Habel.

Pünktlich zur Mittagspause um 13 Uhr geht die Spurensuche nach dem Gründergeist weg vom Graurheindorfer Hafen im Kühlregal der Supermärkte weiter. GA-Volontärin Sabrina Bauer sucht hier nach dem Bonner Smoothie, der deutschlandweit zu finden ist. Die Theke ist mittlerweile reich gefüllt mit bunten Flaschen. Gemüse-Smoothies. Frücht-Smoothies. „Shamoothie – für blondes Haar“ steht auf einer der Glasflaschen mit gelbem Inhalt. „Wo ein Vanille ist, ist auch ein Weg“, und der Weg führt in die alte Tapetenfabrik nach Beuel. Kreatives Zentrum von true fruits, dem ersten Anbieter von Smoothies in Deutschland. Gegründet von den drei BWL-Studenten Inga Koster, Marco Knauf und Nicolas Lecloux. Die Idee und die Begeisterung für die puren Säfte brachten Koster und Knauf von einem Auslandssemester in Schottland mit. Dort waren die Smoothies bereits Teil eines jeden Supermarktsortiments – 2005 in Deutschland jedoch gänzlich unbekannt.

An der Hochschule Bonn-Rhein-Sieg starten sie ihre Idee als interdisziplinäres Uni-Projekt. „Herstellung und Vertrieb eines neuartigen Ganzfruchtsaftgetränks (Smoothies) in Deutschland“ lautet der sperrige Arbeitstitel – verglichen mit den Sprüchen, die heute ihre Produkte zieren. Ihr erstes Smoothierezept präsentieren sie auf einer Gründermesse im Januar 2006. Noch fehlten ihnen allerdings ein professioneller Abfüller, Investoren und Kunden. Doch ihre Suche durch ganz Deutschland ist von Rückschlägen und Absagen gezeichnet – im Schnitt erhalten sie auf zehn Anfragen nur eine Antwort oder gar keine Zusage. In junge Unternehmen möchte zu der Zeit kaum ein Investor Geld stecken. Zwei Investoren wagten den Schritt. Mit zusätzlichen Gründerkrediten der Kreditanstalt für Wiederaufbau (KfW) haben Koster, Knauf und Lecloux ihr finanzielles Startkapital zusammen.

Im Familienunternehmen Streker Natursäfte, in der Nähe von Stuttgart, finden die Gründer schließlich einen Abfüller. „Das Klären der Flaschen“, erinnert sich Nicolas Lecloux an den Moment, als die ersten Flaschen durch die Produktionslinie liefen. Die Gründer sind umge-

Vom Goldbären bis zum Marmeladenglas

HISTORIE Im 19. und 20. Jahrhundert gründeten kluge Köpfe bis heute erfolgreiche Firmen

VON SABRINA BAUER UND FABIAN VÖGTLE

BONN/RHEIN-SIEG-KREIS. Wie sah die Gründerszene vor 100 Jahren in Bonn und der Region aus? Welche Unternehmer wagten mit ihrer Geschäftsidee den Sprung in die Selbstständigkeit? Einige der im 19. und 20. Jahrhundert gegründeten Firmen haben sich zu weltbekannten Herstellern entwickelt. Andere Unternehmen verlagerten ihre Produktionsstätten in die Region, von wo aus sie auch heute noch ihre Waren in den weltweiten Export schicken.

Haribo: Im Firmennamen und Akronym HaRiBo verewigte Hans Riegel nicht nur seinen eigenen Namen, sondern auch Bonn als Ursprung des Süßwarenunternehmens. Am 13. Dezember 1920 lässt der Friesdorfer die Firma in das Handelsregister der Stadt Bonn eintragen. Seine erste Produktionsstätte richtet der Jungunternehmer in einem Haus an der Bergstraße in Bonn-Kessenich ein. 1922 entwickelt der gelernte Bonbonkocher den Tanzbären, den Vorläufer des heutigen Goldbären. Im Vergleich zur heutigen Form war dieser schlanker und größer. Drei Jahre später beginnt Riegel mit der Lakritzherstellung, unter anderem auch die der Lakritzschnecke. In den 1930er-Jahren erlebt das Unternehmen zwei große Erneuerungen: Zum einen wird der Hauptbau der Produktionsanlage in Bonn fertiggestellt, zum anderen wird der bekannte Slogan „Haribo macht Kinder froh und Erwachsene ebenso“ Teil der Marke. Nach dem Tod von Hans Riegel 1945 übernehmen zunächst seine Frau Gertrud Riegel und später die Söhne Hans und Paul die Leitung der Geschäfte. Das Familienunternehmen wächst in den 1950er-Jahren auf fast 1000 Mitarbeiter an. Heute wird Haribo in der dritten Generation geführt. Mittlerweile wird die Produktpalette nicht mehr nur in Bonn, sondern auch an 15 weiteren Standorten in

te entsteht in Friedrichshain bei Cottbus. Nach dem Zweiten Weltkrieg wird ein neues Glaswerk in Bonn-Duisdorf errichtet. Seit 1950 werden hier Einkochgläser, Getränkflaschen und Industriekonservengläser hergestellt. Die Produktion von Glasbausteinen wurde hingegen 2004 ausgesetzt.

Bonner Fahnenfabrik: Direkt an der Nordbrücke wehen drei Fahnen im Wind. Neben den deutschen und europäischen Flaggen ist dort auch die französische Tricolore gehisst. Die 1866 gegründete Bonner Fahnenfabrik (Bofa) ist seit 2012 im Besitz der aus Frankreich stammenden Unternehmerfamilie Doublet. Nach einem Insolvenzantrag kauft Doublet die Traditionsfirma, die in der fünften Generation in Familienbesitz ist. Der Standort in der Bonner Römerstraße sowie 80 Prozent der Mitarbeiter bleiben erhalten.

Mitarbeiterinnen der Bonner Fahnenfabrik stellen eine neue Fahne her. FOTO: GA-ARCHIV

weißen Fahnen mit dem Preußenadler und der Wunsch nach gestickten Vereins- und Regimentsfahnen veranlassen Josef Meyer vor 150 Jahren, seinen Bonner Dekorationshandel zu einer Fahnenfabrik auszubauen. In der Kaiserzeit produziert die Bofa als Hoflieferant Fahnen für Bismarcks Geburtstag und andere Anlässe. Ab 1890 werden an der Sternortbrücke auch Wappensteinen hergestellt. Das Werk zieht 1928 vom Bonner Zentrum in ein Kasernengebäude in der Nordstadt. Bereits 1924 eröffnet die Bofa in Beuel eine eigene Tuchweberei. In den vom Krieg teils zerstörten Werken werden ab 1946 wieder Flaggen produziert.



Bei Haribo werden die Süßigkeiten anfangs noch von Mitarbeitern in Handarbeit gefertigt. FOTO: GA-ARCHIV

Kessko: Im Jahr 1905 gründet Gustav Kessler das Unternehmen „Kessler & Comp. Nahrungsmittelwerk“ in Bonn-Beuel. Das Familienunternehmen „Kessko“ produziert seit dem Rohware für Bäckerei- und Gastronomiebetriebe. Zu dem Sortiment gehören neben Nougat, Marzipan, Aromen, Essenzen, Backmittel, Schokolade und Kuvertüren auch Eispasten.

Weck: Die Firma Weck wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts zwar nicht in der Region, sondern in der Stadt Öflingen im Süden Baden-Württembergs gegründet. Dennoch stammen die Einkochgläser mit dem Endberologo vom Rhein. Genau am 1. Januar 1900 gründeten Johann Weck und der Kaufmann Georg von Eyck das Unternehmen „J. Weck u. Co. in Öflingen“. Während Weck die Firma bereits nach zwei Jahren verlässt, kümmert sich van Eyck um die Geschäfte. Die erste Weck-Glashütte

Unter Mitarbeit von Joshua Bung, Andreas Dyck, Britta Röös und Fabian Vögtle

# Zustände im Pflegebetrieb von innen beschrieben

RHEINISCHE POST

Über die Zustände in deutschen Pflegeeinrichtungen gibt es viele Schauergeschichten. Die Autorin will wissen, wie es wirklich ist, und macht ein Praktikum in einem Altenheim. Schon am zweiten Tag stößt sie an ihre Grenzen. Ihre Reportage beleuchtet ein wichtiges Thema aus der Innensicht.

## Die Jury

SONDERPREIS  
FÜR VOLONTÄRSProjekte

## Investigativ im Altenheim

Das Thema Pflege gehört zu den größten Herausforderungen für unsere Gesellschaft. Über die Zustände in Alten- und Pflegeheimen kursieren teils erschreckende Berichte. Die Journalistenschülerin will wissen, wie es wirklich ist. Sie bewirbt sich als Praktikantin in einem Altenheim und erlebt dort, unerkannt als Reporterin, elf Tage lang den Pflegealltag. Ihre Erlebnisse und Beobachtungen, Gespräche mit Mitarbeitern und Heimbewohnern gleicht sie mit Faktenrecherchen und Experteneinschätzungen ab und konfrontiert schließlich die Verantwortlichen des Heims damit. Probleme und Widersprüche werden sichtbar. Das Feature dramatisiert nicht, es klagt nicht, gerade darum berührt es.

Da die offiziellen Anfragen auch immer nur offizielle Stellungnahmen ergeben, entschließt sich Volontärin Saskia Nothofer zur verdeckten Recherche. Sie bewirbt sich bei verschiedenen Heimen der Region um ein zweiwöchiges Praktikum. Die Auswahl des AWO-Seniorenzentrums in Düsseldorf ist zufällig. Elf Tage arbeitet sie dort und erlebt als Aushilfspflegerin den Alltag der alten Menschen und der Kolleginnen und Kollegen.

Anschließend trägt sie Fakten zum Thema zusammen: Wie viel verdienen Pfleger? Was sagen die Zahlen, mangelt es an Pflegekräften? Wie stark steigt die Anzahl der Pflegebedürftigen? Außerdem spricht sie mit Experten zum Thema multiresistente Keime. Zuletzt kontaktiert sie das Heim sowie den Träger und konfrontiert die Verantwortlichen mit den Ergebnissen der Recherche.

Nach der Veröffentlichung der Reportage gibt es zahlreiche Reaktionen. Das AWO-Seniorenzentrum selbst äußert sich nicht zu der Reportage. Hingegen melden sich Pflegerinnen und Pfleger sowie Menschen, deren Angehörige in einem Altenheim leben. Die Pflegekräfte, die sich zu Wort melden, bedanken sich meist für die Reportage und bestätigen, dass die Situation genauso sei wie im Text. Oder sie beschreiben, wie es in dem Heim zugeht, in dem sie tätig sind. Ähnlich ist es bei den Angehörigen von pflegebedürftigen Menschen. Auch sie schildern ihren persönlichen Fall, klagen über Personalmangel oder mangelnde Hygiene.

## Stichworte

- ▶ Alter
- ▶ Anwalt
- ▶ Arbeitswelt
- ▶ Gesundheit
- ▶ Hintergrund
- ▶ Recherche/Investigation

## Kontakt:

Saskia Nothofer, Journalistenschülerin, Telefon: 0171/5308600, E-Mail: saskia.nothofer@rheinische-post.de



Unsere verdeckte Reporterin, Saskia Nothofer (27), in ihrer Arbeitskleidung. Das Foto entstand per Selbstporträt vor einem Spiegel. FOTO: sno

## A4Pflege in Not

## Füttern. Waschen. Weiter.

Über die Zustände in deutschen Pflegeeinrichtungen gibt es viele Schauergeschichten. Unsere Autorin wollte wissen, wie es wirklich ist, und hat ein Praktikum in einem Altenheim gemacht. Schon am zweiten Tag stieß sie an ihre Grenzen.

VON SASKIA NOTHOFFER

Am Eingang erinnert ein Gedenkband an die Verstorbenen. Vor wenigen Tagen hat es einen Mann getroffen. Jetzt gibt es nur noch ein Foto von ihm: Das Gesicht ist faltig, er lächelt müde. Angehörige gibt es nicht. In wenigen Tagen wird sein Zimmer mit einem neuen Pflegebedürftigen belegt.

Ich bin als verdeckte Reporterin unterwegs und arbeite elf Tage im Düsseldorfer Awo-Seniorenzentrum Ernst-Gnoß-Haus. Altenpflege ist ein Dauerthema. Ich möchte wissen, wie es wirklich aussieht. In dem Heim leben 80 Pflegebedürftige, verteilt auf vier Wohneinheiten. Eine Woche zuvor habe ich mich für ein Praktikum beworben. Nach einem Anruf im Heim gegen 10 Uhr stand ich drei Stunden später mit meinen Bewerbungsunterlagen vor der Tür. Ein kurzes Bewerbungsgespräch, und ich hatte das Praktikum. Dass ich keinerlei Erfahrung in der Pflege mitbringe, spielte keine Rolle. Täglich habe ich eine Schicht von sieben bis 14.30 Uhr. Auch am Samstag und Sonntag. Als Ausgleich gibt es einen freien Tag in der zweiten Woche. „Wenn, dann müssen Sie die Pflege auch so erleben, wie sie wirklich ist“, sagte die Pflegedienstleiterin.

### Ein Bewohner hat Durchfall, das Bett und er selbst sind voll mit Kot. Ich ignoriere den Geruch

aus) - Bakterien infiziert, wie mir Max erklärt. Diese sind resistent gegen die meisten Antibiotika, was es schwieriger macht, durch den Erreger ausgelöste Infektionen zu behandeln.

Nach Angaben des Landesentrums Gesundheit (LZG) NRW, das als fachliche Leitstelle die Landesregierung und die Kommunen in allen gesundheitlichen Fragen unterstützt, wurden 1456 MRSA-Fälle im Jahr 2012 gemeldet. 2013 waren es 1354, 2014 dann 1204 und 2015 schließlich 1160 Fälle (Stand Februar 2016). Die Zahl der MRSA-Infektionen ist rückläufig, aktuelle Zahlen zu Altenheimen liegen nicht vor.

Während Max die Wunde sauber macht und desinfiziert, trägt er Mundschutz und Schürze. Herr Schmidt hatte mir erklärt, dass das bei allen mit MRSA infizierten Bewohnern Pflicht ist. Zudem wird die dreckige Wäsche des Bewohners in einem gesonderten Behälter gesammelt. Trotz der Infektion liegt der Mann in einem Doppelzimmer. Es wasch ich eine weitere solche Fälle in dem Heim.

Melanie Pothmann vom LZG: „Eine Einzelzimmerunterbringung von Bewohnern mit MRSA oder anderen resistenten Erregern ist in Altenpflegeeinrichtungen nach der Empfehlung der Kommission für Krankenhaushygiene und Infektionsprävention „Infektionsprävention in Heimen“ nicht erforderlich.“ Das Robert-Koch-Institut ergänzt, dass mit multiresistenten Keimen infizierte Bewohner ihr Zimmer mit anderen Personen teilen können, wenn bei den anderen keine offenen Wunden, Katheter oder Sonden vorliegen und das Risiko einer Infektion nicht erhöht ist.

Als erstes kümmern wir uns um einen dementen, körperlich nicht fähigen Bewohner. Er wäscht sich

selbst, dann zieht der Pflegehelfer ihn an. Von der Unterhose bis zum Fußboden. Ich mache das Bett und hole Handtücher. Dann bringe ich den Mann in den Frühstückssaal. Alleine würde er nicht dorthin finden.

Wir gehen weiter zu einem bettlägerigen Bewohner. Er ist kaum ansprechbar, durch einen Schlaganfall ist er teilweise gelähmt. Ein Katheter führt aus dem Bauchnabel, die Stelle ist entzündet und mit MRSA (Methicillin-resistenter Staphylococcus

Später räumen wir das Zimmer des verstorbenen Bewohners aus. Wir leeren die Schränke. Stoppfen Kleidung und angebrochene Kosmetikartikel sowie Kamm, Rasierer und Zahnbürste in Müllsäcke, beziehen das Bett und kleben neue Namensschilder an die Möbel. Obwohl ich den Verstorbenen nicht kenne, fühle ich mich unwohl. Es kommt mir vor, als würde ein ganzes Leben innerhalb weniger Minuten in großen blauen Säcken verschwinden. Ich frage die Kollegen, ob es ihnen auch so geht. „Man gewöhnt sich daran“, antworten sie.

Während einer Pause stellt Max die Medikamente für die Bewohner zusammen. „Inoffiziell mache ich das oft“, sagt der Helfer. Eigentlich müsste eine Fachkraft diese Aufgabe erledigen. „Fragt die Heimaufsicht nach, hat das natürlich die Fachkraft gemacht.“

Drei Monate später haben wir die Awo-Seniorendienstleistungen in der Niederrhein-GmbH, die für das Heim verantwortlich ist, übernommen. Ich bin als verdeckte Reporterin unterwegs und arbeite elf Tage im Düsseldorfer Awo-Seniorenzentrum Ernst-Gnoß-Haus. Altenpflege ist ein Dauerthema. Ich möchte wissen, wie es wirklich aussieht. In dem Heim leben 80 Pflegebedürftige, verteilt auf vier Wohneinheiten. Eine Woche zuvor habe ich mich für ein Praktikum beworben. Nach einem Anruf im Heim gegen 10 Uhr stand ich drei Stunden später mit meinen Bewerbungsunterlagen vor der Tür. Ein kurzes Bewerbungsgespräch, und ich hatte das Praktikum. Dass ich keinerlei Erfahrung in der Pflege mitbringe, spielte keine Rolle. Täglich habe ich eine Schicht von sieben bis 14.30 Uhr. Auch am Samstag und Sonntag. Als Ausgleich gibt es einen freien Tag in der zweiten Woche. „Wenn, dann müssen Sie die Pflege auch so erleben, wie sie wirklich ist“, sagte die Pflegedienstleiterin.

Bei Mittagessen bekommen einige Bewohner pürierte Erbsen, pürierte Schweineleber und pürierte Dosenfrische. Einige werden gefüttert. Ich helfe einer Bewohnerin beim Essen, da sie das Besteck kaum halten kann. Die Dame sitzt alles auf, spricht aber nicht viel. Was sich über die kommenden Tage verändert.

Herr Schmidt und ich duschen nach dem Mittagessen eine Frau. Auch sie ist mit MRSA infiziert. Erkennbar ist es an einem roten Punkt auf dem Tüschel. Einen Mundschutz oder eine Schürze trägt Herr Schmidt nicht. „Warum nicht?“, frage ich. Er geht kaum darauf ein. Man könne sich ja auch in der U-Bahn oder an anderen öffentlichen Orten damit anstecken. Die Hände zu desinfizieren sei das Wichtigste. Die Pfleger tun das auch. Gefüllte 30 Mal am Tag.

Pothmann vom LZG dazu: „Bei den Pflegern ist eine gut etablierte und konsequent durchgeführte Basishy-



Unsere verdeckte Reporterin Saskia Nothofer (27) in ihrer Arbeitskleidung. Das Foto entstand per Selbstporträt vor vier

gione Grundlageder Infektionsprävention in Altenpflegeeinrichtungen. Die Handhygiene ist die wichtigste Maßnahme der Basishygiene.“ Trotzdem rät das LZG zum Tragen von Schutzkleidung. „Bei Pflegeaufgaben am Betroffenen sollte das Pflegepersonal einen Schutzkittel tragen.“

Heimleiter Herzog: „Um eine Verbreitung von Keimen so weit wie nur möglich auszuschließen, sind die Beschäftigten im Ernst-Gnoß-Haus angehalten, die Hygienevorschriften konsequent einzuhalten. Die Umsetzung wird durch ein Qualitätsmanagementsystem und eine Vielzahl flankierender Maßnahmen gestützt und das Einhalten der Richtlinien kontrolliert.“

Die Pfleger gehen gut mit den Pflegebedürftigen um. Sie nehmen sich

Heimleiter Herzog: „Auszubildende im Ernst-Gnoß-Haus werden frühzeitig in den zweiten Ausbildungsjahr und zuerst immer unter Anleitung und Aufsicht einer Fachkraft in diesen Aufgabenbereich eingearbeitet. Im Verlauf des dritten Ausbildungsjahres soll die Insulininjektion selbstständig beherrscht werden. Fachlich verantwortlich bleibt jedoch immer die Pflegefachkraft.“

Inzwischen ist es 13 Uhr. Gemeinsam mit einer Kollegin führe ich eine Dame auf die Toilette. Auch sie ist mit MRSA infiziert. Daher frage ich, ob wir beim Kontakt mit Urin und Kot nicht aufpassen müssten. Die Kollegin wiegelt ab: „Keine Ahnung, das weiß ich nicht. Keiner hier trägt ja zusätzlichen Schutz.“ Sie sagt mir, dass alle hier ihren Job zwar toll machen, das ganze Haus aber unterbesetzt sei und ihr deshalb wenig erklärt werden könne. Stattdessen bekomme sie Aufgaben und Verantwortlichkeiten, die sie nicht bewältigen könne. „Wenn die Leute mir hilflos, bin ich schuld.“

Zeit, soweit das zu drei bei 20 Bewohnern möglich ist.

Um 14.30 Uhr ist Feierabend. Der erste Tag war anstrengend. Am nächsten Tag werde ich an meine Grenzen stoßen.

Dienstag, Tag 2 Der beißende Geruch steigt mir wieder in die Nase. Die Nachtschicht erzählt uns, was in der Nacht passiert ist. Ich begleite wieder Max, packe mit an. Ein Bewohner hat Durchfall. Das Bett und er selbst sind voll mit Kot. Ich ignoriere den Geruch. Er soll sich auf die

Toilette setzen. Ich leere seinen Katheter, dann dusche ich den Mann und ziehe ihn an.

Der Bewohner im Doppelzimmer gegenüber ist schläfrig, seine Gelenke sind verkrampft. Alleine aufstehen kann er nicht mehr. Max geht behutsam mit ihm um. Er macht Übungen mit dem Bein des Mannes, um dessen Gelenke zu lockern. „Aua, aua, Hilfe“, schreit er und krallt seine Finger in meinen Arm. Die Übungen helfen ihm, seine Schreie sind kaum zu ertragen.

Kurz vor dem Mittagessen wird die Auszubildende aufgefordert, den Blutzuckerspiegel der Diabetespatienten zu messen und Insulin zu spritzen. Sie ist erst seit wenigen Monaten in der Pflege. „Das darf ich eigentlich nicht“, sagt sie.

Bei Spaghetti Bolognese treffe ich wieder die Dame, die ich schon am ersten Tag gefüttert habe. Sie spricht mehr. Dann stehen Toilettergänge an. Also rein in die Behinderentoilette, raus aus dem Rollstuhl, rauf auf die Toilette, Gesäß abwischen. Vor drei Tagen habe ich den Mann das erste Mal gesehen, jetzt wische ich ihm den Hintern ab. Er ist dement, ihm scheint es nichts auszumachen. Mir mittlerweile auch nicht mehr.

In der Zwischenzeit ist der neue Bewohner eingetroffen. Körperlich ist er fit, aber dement. Auch auf einen anderen Etage gibt es einen Neuen. Die Aufnahme erfordert viel Arbeit. Zudem sind einige Bewohner erkrankt. Die Menschen brauchen mehr Medikamente als sonst, manche müssen im Bett bleiben. Sie klingeln häufiger und bitten um Hilfe. Die Pfleger spenden die zusätzliche Belastung. Sie kritisieren, dass für die Spätschicht nur eine Pflegefachkraft für 40 Bewohner eingeteilt ist. „Wer soll denn so etwas schaffen?“, fragen sie.

Heimleiter Herzog: „Im Nachtdienst werden die 80 Bewohner durchgängig von zwei Pflegefachkräften betreut, im Frühdienst sind für je 20 Bewohner in der Regel mindestens drei Pflegekräfte und im Spätdienst

RHEINISCHE POST  
FREITAG, 3. JUNI 2016

## Pflege in Not A5

RHEINISCHE POST  
FREITAG, 3. JUNI 2016



Spiegel.

FOTO SASKIA NOTHOFFER

Mittwoch, Tag 3 Ich kümmerge mich zum ersten Mal alleine um einen Bewohner. Beim Duschen brauche ich Hilfe, zufällig habe ich am Tag zuvor erfahren, dass der Mann mit MRSA im Mund-, Nasen-, Rachenraum infiziert ist. Ich fühle mich unwohl bei dem Gedanken, ihn ins Bad zu begleiten. Werden Keime in feuchter Umgebung nicht besonders gut übertragen? Niemand weist mich darauf hin, einen Mundschutz zu tragen. Ich frage nach: „Sollte ich bei dem Bewohner nicht einen Mundschutz anziehen?“ – „Kannst du machen, wenn es dir ein besseres Gefühl gibt“, antwortet mir der Kollege.

Donnerstag, Tag 4 Konflikte unter den Bewohnern gibt es oft. Die Pfleger müssen als Seelsorger, Vermittler und Schlichter einspringen. Eine Frau fährt weinend in ihrem Rollstuhl durch die Gänge. Als sie mich sieht, nimmt sie meine Hände, schaut mich traurig an. Ein Bewohner, mit dem sie Karten spielt, hat ihr ins Gesicht gesagt, dass er sie nicht leiden kann. „So etwas sagt man doch nicht“, schluchzt sie. „Mit wem soll ich denn jetzt noch spielen?“

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. Ich habe mich eben schon angezogen“,

in der Regel zwei Pflegekräfte – darunter jeweils mindestens eine Pflegefachkraft – im Einsatz. Die vom Gesetzgeber vorgeschriebene Pflegefachkräfte-Quote wird vom Ernst-Gnoß-Haus um 10 Prozent überschritten: Die Fachkräftequote beträgt hier 60 Prozent.“

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. Ich habe mich eben schon angezogen“,

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. Ich habe mich eben schon angezogen“,

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. Ich habe mich eben schon angezogen“,

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. Ich habe mich eben schon angezogen“,

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. Ich habe mich eben schon angezogen“,

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. Ich habe mich eben schon angezogen“,

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. Ich habe mich eben schon angezogen“,

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. Ich habe mich eben schon angezogen“,

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. Ich habe mich eben schon angezogen“,

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. Ich habe mich eben schon angezogen“,

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. Ich habe mich eben schon angezogen“,

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. Ich habe mich eben schon angezogen“,

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. Ich habe mich eben schon angezogen“,

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. Ich habe mich eben schon angezogen“,

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. Ich habe mich eben schon angezogen“,

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. Ich habe mich eben schon angezogen“,

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. Ich habe mich eben schon angezogen“,

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. Ich habe mich eben schon angezogen“,

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. Ich habe mich eben schon angezogen“,

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. Ich habe mich eben schon angezogen“,

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. Ich habe mich eben schon angezogen“,

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. Ich habe mich eben schon angezogen“,

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. Ich habe mich eben schon angezogen“,

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. Ich habe mich eben schon angezogen“,

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. Ich habe mich eben schon angezogen“,

für verantwortlich sei. Aber es heißt nur: „Mach einfach, das klappt schon.“

Mittags quillt einem anderen Bewohner plötzlich der Reibekuchen aus dem Mund. Sein Gebiss hat sich gelöst, das Essen steckt zwischen Gaumen und Zahnprothese fest. Ich behebe das Problem.

Da in der Zeit meines Praktikums eine Erkältung im Heim grassiert, sind zusätzliche ärztliche Verordnungen notwendig. Dabei fällt mir auf, dass die Ärzte einigen kranken Bewohnern Antibiotika verschreiben, auch wenn womöglich nur eine Virusinfektion vorliegt. Auch die Pfleger bemängeln das. Denn ein Antibiotikum wirkt hier nicht, und der vermehrte Einsatz kann zu Resistenzen führen.

Heimleiter Herzog: „Die Entscheidung des Arztes, Antibiotika zu verschreiben, muss das Ernst-Gnoß-Haus akzeptieren. Gerade bei sehr alten Menschen, die an einer Vielzahl von Erkrankungen leiden, ist es nicht auszuschließen, dass Ärzte in manchen Fällen Antibiotika auch vorsorglich verschreiben.“

Sonntag, Tag 7 Heute habe ich erst ab 13.30 Uhr Dienst. Die Schicht beginnt mit Kaffee und Kuchen für die Bewohner. Angehörige übernehmen das Servieren, und ich kann „Mensch ärgere dich nicht“ mit zwei Bewohnern spielen. Ich muss alle zwölf Spielfiguren setzen.

Nur zwei Pfleger sind in der Spätschicht neben mir eingeteilt. Sie sind im Dauereinsatz. Laufen von Zimmer zu Zimmer, da die Bewohner klingeln und Hilfe brauchen: Die eine schafft es nicht auf die Toilette, die andere braucht eine Bettpfanne, der Dritte Hilfe beim Anziehen und dem Vierten ist schwindelig, sein Blutdruck soll gemessen werden. Nebenbei müssen Protokolle über die Bewohner geführt werden. „Wir sind viel zu wenige“, sagen mir die Pfleger immer wieder. „Man kommt aber auch kaum noch an neue Leute ran. Wieder an Fachkräfte noch an Helfer.“

Im Mai waren bei der Bundesagentur für Arbeit (BA) 12.228 offene Stellen in der Altenpflege gemeldet, 3326 sind arbeitslos. Kaum eine Branche hat so wenig Angebot bei so viel Nachfrage. „Man muss hier von Fachkräftemangel sprechen“, sagt eine Sprecherin der BA.

Kurz nach dem Essen muss ein dementer Bewohner auf die Toilette. Dort angekommen, hat er vergessen, was er hier will. Ich setze ihn trotzdem darauf. Leere den Katheter und warte. Bevor ich Waschlappen und Handtücher aus dem Lager hole, bitte ich ihn, sitzen zu bleiben. Doch als ich wiederkomme, veruscht er schon, seine Hose hochzuziehen. Im letzten Moment kann ich ihn davon abhalten.

Montag, Tag 8 Ein dementer Bewohner muss das Heim heute verlassen. Nach Meinung von Herrn Schmidt ist er nicht mehr haltbar, da er verbal und körperlich zunehmend aggressiv wird. Er muss in die Psychiatrie. Er wird mit Medikamenten ruhiggestellt, dann wird er abgeholt. Ich sehe ihn nie wieder.

Dienstag, Tag 9 Ich werde als volle Kraft eingesetzt. „Heute muss es schnell gehen, daher machen wir nur das Nötigste“, sagt ein Kollege. Der Grund für die Elle: Normalerweise bin ich als vierte, zusätzliche Kraft eingesetzt, heute sind wir nur zu dritt.

Ich starte mit dem neuen Bewohner. Er macht alles, was ich sage. Putzt seine Zähne, rasiert sich und kämmt seine Haare. Dabei behauptet er immer wieder, dass er das doch alles längst erledigt habe.

Um den Bewohnern Abwechslung zu verschaffen, kommen jeden Vormittag zwei Frauen vom Pflegedienst und beschäftigen sich mit den Bewohnern. Sie malen, spielen und machen Gehirntraining mit ihnen.

Derweil schnappe ich mir eine Katschzeitung und lese sie mit einer Dame. Es macht Spaß, mit der alten Frau über die Königshäuser dieser Welt, die Beziehung von Helene Fischer und das Kind von Jörg Pilawa zu sprechen. Als ich etwas über das Liebesdrama von Sylvie Meis vorlese, lacht sie. Und auch ein anderer Bewohner, der mit am Tisch sitzt, schaltet sich ein und möchte Details über den Zustand von Michael Schumacher erfahren. Nur die dementen Bewohner sind schwierig zu beschäftigen. Wissen oft nichts mit sich anzufangen. Einer von ihnen wandert durch das Haus, fragt, wo er wohne, und sagt immer wieder, dass er nach Hause müsse. Dabei löst er mehrmals den Feueralarm aus. „Das war ich nicht, das war ein Anderer“, behauptet er.

Mittwoch, Tag 10 Die Arbeit zehrt an meinen Kräften. Eine Bewohnerin fragt: „Wieso haben Sie sich eigentlich so einen schwierigen Job ausgesucht?“ Dafür müsste man ja schon eine Menge Idealismus mitbringen.

Ein Pflegekraft verdient laut Bundesagentur für Arbeit im bundesweiten Schnitt 2490 Euro brutto, ein Pflegehelfer erhält im Schnitt 1777 Euro brutto.

Donnerstag, Tag 10 Ich habe frei.

Freitag, Tag 11 Ich bin froh, die anstrengende Zeit fast überstanden zu haben. Beim Mittagessen füttere ich ein letztes Mal die Dame, die ich seit Beginn des Praktikums fast bei jeder Mahlzeit unterstützt habe. Ich erzähle ihr, dass heute mein letzter Tag sei. „Das ist aber schade, wirklich schade“, sagt sie. Als ich mich von zwei anderen Bewohnern verabschiede, beklagen sie, dass das Personal zu oft und zu schnell wechsle. „Da hat man sich einmal an einen Pfleger gewöhnt, und dann ist er auch schon wieder weg. Das passiert dauernd.“

Ich führe ein kurzes Abschlussgespräch mit der Pflegedienstleiterin und verabschiede mich von den Pflegern. „Ich habe mich so daran gewöhnt, dass du hier bist“, sagt eine Kollegin. „Schade, dass du gehst.“ Sie fragt, ob ich mir eine Zukunft als Pflegerin vorstellen kann.

\* Alle Namen geändert

So sind wir vorgegangen

Das im Verbreitungsgebiet der Rheinischen Post über 450 Altenheime gibt, hatte unsere Autorin zu Beginn der Recherche eine große Auswahl, um einen Praktikumsplatz zu finden. Sie bewarb sich bei verschiedenen Heimen um ein zweiwöchiges Praktikum. Die Auswahl des Awo-Seniorenzentrums Ernst-Gnoß-Haus in Düsseldorf war rein zufällig. Eif Tag hat sie dort die Pflege erlebt, wie sie wirklich ist. Nachdem die Recherche vor Ort abgeschlossen war, haben wir Fakten zum Thema zusammengetragen. Wie viel verdienen Pfleger? Was sagen die Zahlen, wie sehr mangelt es an Pflegern? Und wie stark steigt die Anzahl der Pflegebedürftigen? Außerdem haben wir mit Experten zum Thema multi-resistente Keime gesprochen. Zuletzt haben wir das Heim sowie die dafür verantwortliche Awo-Seniorendienstleistungen GmbH mit unseren Ergebnissen konfrontiert und eine ausführliche Stellungnahme vom Leiter des Seniorenzentrums, Peter Herzog, erhalten.



Mit wem wir arbeiten und wie es weitergeht

Kooperation Die Serie „Pflege in Not“ entsteht in Zusammenarbeit mit dem Recherchezentrum „Correctiv“. Es finanziert sich durch Spenden von Bürgern und Zuwendungen von Stiftungen. Im „Correctiv“-Verlag ist gestern ein Buch zum Thema erschienen („Jeder pflegt allein“). Unter [www.correctiv.org/pflege](http://www.correctiv.org/pflege) gibt es eine Auswertung zu allen deutschen Pflegeheimen.

Fortsetzung Im nächsten Teil unserer Serie geben wir einen Überblick über die Qualität der Heime in der Region sowie Tipps, wie Sie ein gutes Heim finden können. In den kommenden Wochen beschäftigen wir uns unter anderem mit der Pflege zu Hause und wo Deutsche sich im Ausland pflegen lassen.

# Eine Autobahn bekommt ein menschliches Gesicht

# WAZ

Die A 40 ist die Autobahn des Ruhrgebiets. Sie vorzustellen ist Ziel des Volontärsprojekts. Dabei finden die Volontärinnen weit mehr als Historie, Zahlen oder Bilder des Ruhrschnellwegs. Sie richten den Fokus auf die Menschen, die entlang der A 40 leben und arbeiten, und geben der anonymen Autobahn ein Gesicht.

## Die Jury

SONDERPREIS  
FÜR VOLONTÄRSPROJEKTE

## Multimedia trifft Heimat

Die Volontärinnen begeben sich für die WAZ auf die Reise entlang der A 40 und besuchen Menschen, die täglich auf ihr unterwegs sind, dort arbeiten oder neben der Autobahn zu Hause sind. Herzstück des Projekts ist ein dynamisch aufgebautes und visuell anspruchsvolles Online-Special, das dem Nutzer unter anderem interaktive Grafiken und Zeitreisen bietet. Über Facebook und Twitter steuern User ihre persönlichen Geschichten bei. Die Macherinnen lieben das Ruhrgebiet, die A 40 und die Menschen im Pott. Sie setzen virtuos die Möglichkeiten ein, die multimedialer Journalismus eröffnet, um den Funken auf ihr Publikum überspringen zu lassen. Multimedia trifft Heimat, mitten ins Herz.

Offen und neugierig haben sich Eva Adler und Anna Katharina Wrobel auf und neben der A 40 herumgetrieben. Dabei stoßen sie auf Menschen, die die Autobahn befahren, die nebenan leben oder dort arbeiten. Sie bekommen Geschichten erzählt, die teilweise kurios sind: Wieso verzichtet eine Familie freiwillig auf eine Lärmschutzwand? Gibt es einen Trick, um im Abendverkehr nicht im Stau zu stehen? Wieso fährt ein Hund drei Wochen mit einem Lkw-Fahrer mit?

Diese Geschichten packen sie in ein Online-Special. Dort erläutern sie in einer Zeitreise die Geschichte des Ruhrschnellwegs, bereiten Daten und Fakten optisch ansprechend auf, berichten von Staufällen und Baustellen, Rastplätzen und der Autobahnkirche und vom Leben neben der Autobahn.

Das Online-Special wird auf Wordpress-Basis erstellt. Es bedient sich diverser Darstellungsmöglichkeiten; darunter sind Texte (meist Reportagen), Fotos, Grafiken, Karten, Videos, Sounds, Facebook-Verweise. Das Special ist dynamisch gestaltet, der Besucher kann viel scrollen und klicken, es bleibt immer in Bewegung. In der Browser-Ansicht können Nutzer interaktive Zeitreisen

unternehmen. Außerdem erscheint das Online-Special auch in abgespeckter Form auf einer Doppelseite in der Mantelausgabe der WAZ.

Bei der Gestaltung und Website-Konzeption werden die Volontärinnen von einem großen Stab von Mitarbeitern der hauseigenen FUNKE Grafik Services unterstützt. Dabei können viele Ideen aufgrund technischer Beschränkungen nicht oder nur teilweise umgesetzt werden. Etwa die mobile Ansicht, die weniger interaktive Möglichkeiten bietet und einige Features des Wordpress-Formats technisch nicht unterstützt.

Die Arbeit zeigt, wie lokale Themen multimedial aufbereitet werden können – optisch und inhaltlich gleichermaßen spannend und lesernah.

## Stichworte

- ▶ Alltag
- ▶ Arbeitswelt
- ▶ Geschichte
- ▶ Heimat
- ▶ Layout
- ▶ Menschen
- ▶ Multimedia
- ▶ Verkehr

## Kontakt:

Eva Adler, Redakteurin, Telefon: 030/2009-78287, E-Mail: e.adler@funkemedien.de  
Anna Katharina Wrobel, Redakteurin, Telefon: 02064/6205-29, E-Mail: a.wrobel@nrz.de  
Link: [www.specials.funkemedienrw.de/a40-ruhrschnellweg/](http://www.specials.funkemedienrw.de/a40-ruhrschnellweg/)

